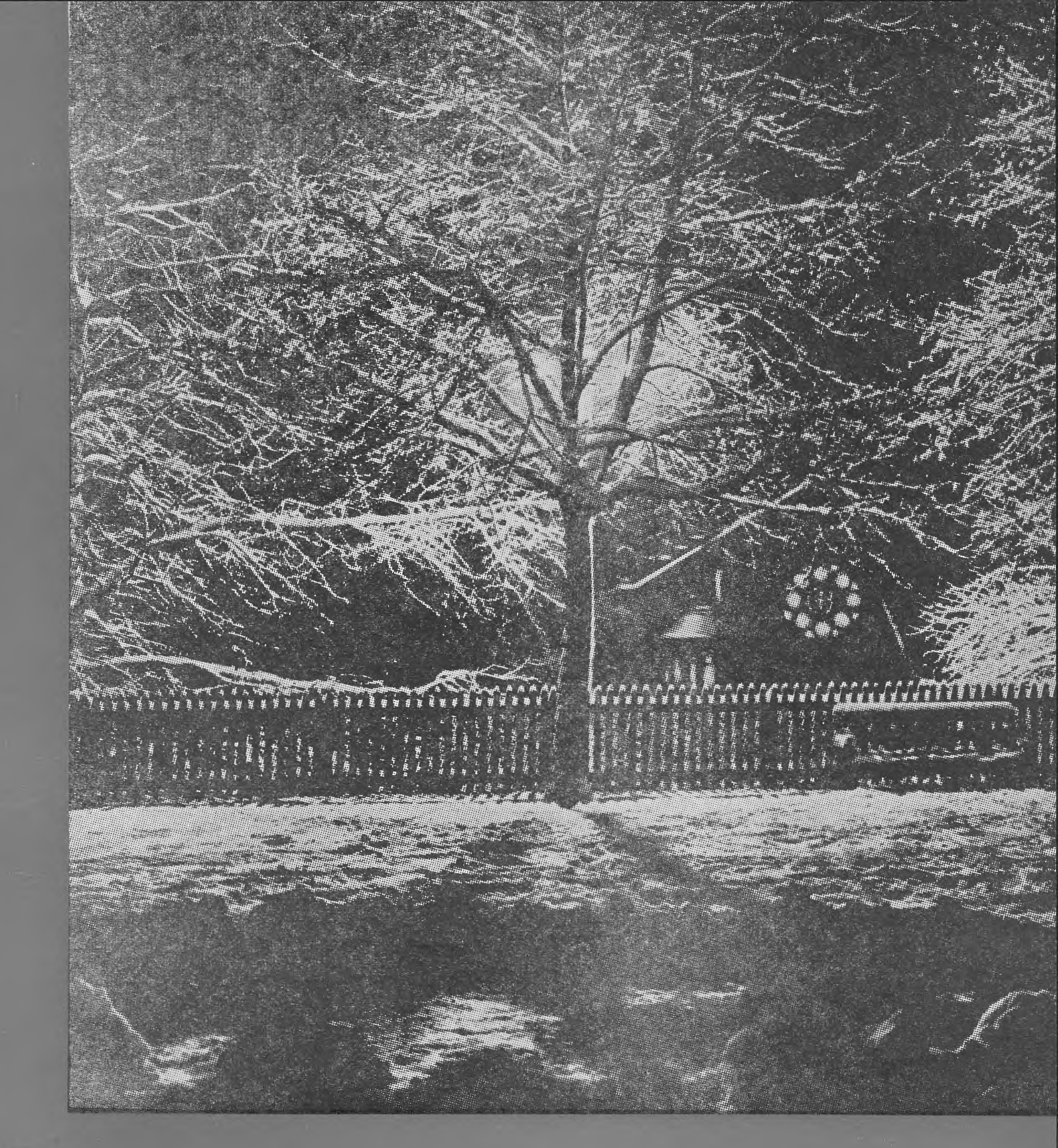
Januar
1953



DER MARIENBOTE



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang 15. Januar 1953, Battleford, Sask. No. 4

Dies und Das

Zum Jahreswechsel Wir haben soeben das neue Jahr des Herrn 1953 begonnen. Leichten Sinnes steigt der Eine in alle Jahre seines Lebens, während der Andere sorgend in die uns verhüllten Tage der Zukunft schaut. Und beide vergessen sie das Danken für das Alte und das Bitten für das Neue. Danken und bitten kann nur, wer alle Dinge des Lebens als Gaben betrachtet. Als Gaben dessen, der da ist und sein wird für alle Ewigkeit.

Mit tausend bis ins Kleinste ausgearbeiteten Plänen beginnt unsere Welt des zwanzigsten Jahrhunderts das Jahr 1953. Dieses Jahr, so hofft man, muß es anders werden, muß es besser werden als es bis jetzt war. Hier gibt es neue Wahlen, dort liegen neue Geheimpapiere, nach denen die Schlachten der Diplomatie und der Front im Jahre 1953 gekämpft werden sollen; hier hat man Vorlagen für bessere Löhne und höhere Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse fix und fertig, und dort weiß man schon, wie man es machen wird, dem Lande sein Parteiideal gesetzkräftig aufzuzwingen. Alles ist bis zum letzten Strich und bis zum letzten Punkt bereit. Dieses Jahr muß es gehen. Und dann wird sie da sein, die bessere Zeit!

Neu sind die Jahre und neu sind die Pläne — immer. So war es voriges Jahr, so war es vor zehn Jahren, und so war es auch vor hundert Jahren gewesen. Neu sind die Pläne, und ewig bleibt die alte Not und das alte Elend unter uns. Es ist ja wahr, die Pläne der „neuen Welt“ haben schon vieles, wie man sagt, zum Besseren geändert. Früher starben die Leute an allerhand Krankheiten dahin, heute macht man sie durch moderne Medizinen und Operationen gesund. Früher aber, als es die „neuen Pläne“ noch nicht gab, starben nicht so viele Millionen junger Menschen in wilden Bruderkriegen wie heute! Früher erkrankte man am Leibe und starb. Heute haben uns die Sünde und das Hassen die Seele zerfressen, und es werden die Menschen erschlagen, zu Tode gehungert, seelisch bis zum Wahnsinn gequält.

Es ist zwecklos zu sagen, diese Dinge seien zwar da, sie gehören jedoch nicht zur neuen Kultur. Sie seien einfach böswilliger Widerstand verkommener Menschen gegen das Bessere.

Was meinen wir nur mit dem „verkommenen Menschen“, und was ist unseres Erachtens wohl das Bessere? Es ist heute Gang und Sitte, unter dem „verkommenen Menschen“ nur den Bolsche-

wiken zu bezeichnen und das „Bessere" nur dort zu sehen, wo wir sind. Es handelt sich uns nicht so sehr um das wirklich Gute und um das wirklich Böse, es handelt sich uns um mich und dich. Bist du in allem, in Politik, im Parteiglauben, in Geldsachen, in der Sittlichkeit, im Befehleerteilen ganz meiner Ansicht, dann bist du gut. Bist du anderer Meinung, dann bist du schlecht und verkommen, ganz gleich ob du Bolschewik, Kapitalist, Farmer, König, Fremder oder gar Bruder bist.

Ja, die oben erwähnten Dinge gehören zu den Plänen des zwanzigsten Jahrhunderts, da kann man sagen was man will. Wo man so gottfrei wird wie unser Jahrhundert, wie selbst die Christen unseres Zeitalters geworden sind, da muß man zum blinden Sklaven der Eigensucht werden. Und wo man das einmal geworden ist, da ist alle Hoffnung auf Bruderliebe und Gerechtigkeit, auf wirklich beglückenden und zum Wohlstand führenden Frieden und auf ein besseres Jahr dahin.

Darum können wir heute schon sagen, was trotz neuer Wahlen und neuer Pläne auch dieses Jahr kommen wird. Höchstens, daß es noch viel schlimmer werden sollte als wir es voraussehen — oder, daß sich die Menschen plötzlich ändern!

1953 „Unsere Zukunft ist schweigendes Land, nicht Menschenwille es pflügt. Jeder Tag kommt aus Gottes Hand, und das zu wissen genügt." So schrieb vor Jahren ein deutscher Priester. Jeder Tag kommt aus Gottes Hand, und jeder Tag ist schwer an Gottes Güte, an Gottes Gnade, an Gottes Segen — und wenn er Kreuze bringt, dann sind es auch nur immer Gottes Kreuze dem, der nach der Vaterhand Gottes greift.

Nicht jedes Kreuz, das sich uns auf dem Wege durchs Leben entgegenstellt, ist von Gott gezimmert. Gott schickt viele Kreuze. Das große Leid jedoch, das uns durch unsere eigene Sünde entsteht, durch unsere Habgier und Fleischeslust und durch unseren Stolz, kommt ganz gewiß nicht von Ihm, der die Sünde nicht will.

Warum fragen wir nur immer, was uns wohl das neue Jahr bringen werde, und warum fragen wir nie, was wir selbst dem neuen Jahre geben werden? Soll alles in uns und um uns herum wirklich auch im neuen Jahre so bleiben, wie es im vergangenen Jahre war? So schlecht und so unrecht? So schlapp, so untreu, so grundsatzlos und so selbstsüchtig? Was können wir denn wohl von einer Welt erwarten, in der nur Menschen leben, die wohl immer mit dem Finger auf den lieben Nächsten zeigen, an sich selbst jedoch nichts ändern wollen?

Oder ist da wirklich nichts an uns, das anders werden muß?

Wir wissen, daß Gott und unsere Mitmenschen uns brauchen. Sie brauchen uns aber nicht so wie wir sind, sie brauchen uns so, wie Gott und wie unser Gewissen uns haben wollen. Und so sind wir einfach nicht.

Müde ist unser Gottesglaube geworden, und rege sind wir, sehr rege in den Kreisen der Sünde. So leblos ist unser Glauben heute bereits, daß wir garnicht einmal mehr empfinden, wie himmelschreiend notwendig unsere Abkehr vom Bösen und unsere Rückkehr zum Kreuze Jesu Christi ist.

Mit Erschauern sieht man das moderne Christentum, das da nicht mehr an sich tragen will die Wunden des Gekreuzigten, zugleicher Zeit sich aber lachend zeichnet mit den Wunden der Sünde.

Tragisch und traurig ist persönliche Sünde. Von viel größerer Tragik an unserem sinkenden Christentum ist jedoch die Tatsache, daß wir das leichtfertige Denken der modernen Welt über Gottesgesetz und Sünde übernommen haben, und daß wir es mit unseren getauften Händen und Herzen in die Seelen unserer Kinder und Kindeskinder pflanzen. Unseren Taten und unserem Reden lauscht die heranwachsende Generation ab, wie man lebt in dieser Welt, abseits von Gott, immer nur nach dem einen Grundgesetz des zwanzigsten Jahrhunderts: „Mein Wille geschehe!"

Dahin ist die Gottesfurcht der Alten. Die Furcht, das Gebot des Herrn zu brechen, weil man Heiliges nicht mit Füßen tritt. Was ist uns heute noch im persönlichen Leben und außerhalb des Kirchenraumes heilig? Das erste Gebot? Oder das zweite? Oder das dritte bis zum zehnten? Oder gar der Wille Gottes, der uns zu jeder Stunde sagt, was zu tun, und was zu lassen ist? Oder das Kreuz des Heilandes, das da lehrt, lieber Tod und Hunger und Schmach und Schande zu dulden als zu sündigen gegen die Liebe und gegen die Gebote?

Heilig ist uns, was uns Nutzen bringt, Nutzen an Geld, Nutzen an Sinneslust, oder Nutzen an Ehre und guten Namen. So leben wir, und so lehren wir unsere Kinder zu leben.

Was nur daraus noch werden mag? Ob Gott wohl immer schweigen wird? Ob Er uns wohl noch segnen kann? Wäre Er so wie wir sind, so

rachsüchtig und leichtsinnig wie wir, dann würde Er es tun. Dann würde Er Seinen heiligen Segen ganz von uns zurückziehen, so wie wir es verdient haben.

Gott ist jedoch anders als wir es sind. Wenn Er straft, dann straft Er gewaltig. Dann straft Er mit bittersten Tränen und mit der Ewigkeit aller Leiden. Wenn Er jedoch Seine Güte walten läßt, dann sieht Er nicht nur unsere Schuld, dann sieht Er auch die Seele des Kindes, das da böse wurde durch die Sünde der Alten; dann sieht Er auch Sein heiliges Ebenbild im Herzen seiner untreuen Menschen; dann sieht Er auch das Flehen Seiner Heiligen, die immer noch hier auf Erden leben. Die Heiligen, die Kinder und die Sünder sind alle Eigentum der großen, unerforschlichen Liebe Gottes. Darum segnet Er immer noch, obwohl wir nicht mehr danken, ja nicht einmal mehr um Gottes Segen bitten, weil wir meinen, alles komme von uns und von unserer sogenannten „hohen Kultur".

Wie wird es nun wohl im neuen Jahre werden?

Es wird so werden, wie es immer war: Jede Sünde wird ihre Strafe finden — höchstens, daß sie abgebüßt wird, und das Gute wird Gott belohnen. Hier auf Erden wird Er es nach Seinen unerforschlichen Ratschlüssen, durch großen Erdensegen und durch schwere Christuskreuze lohnen, in der Ewigkeit durch ein ewiges Leben in der beglückenden Nähe des Dreieinigen Gottes der ewigen Liebe.

Wo Demut lebt, da weiß der Mensch, was er beim Jahreswechsel zu tun hat. Er wird danken fürs Vergangene, ganz gleich ob es schwer war oder leicht; er wird bitten um Gottes Freundschaft; er wird in sich selbst das Alte neu werden lassen: Die alte Sünde in neue Tugend, in neue Gottesliebe umwandeln, auf daß Er gepriesen werden möge in diesem Jahre mehr denn es je geschah!

— Der Schriftleiter



Zum neuen Jahr!

Der Himmel ist hoch, und der Weg dahin weit. Und doch muß er zurückgelegt werden in der bemessenen Zeit des diesseitigen kurzen Lebens. Schade um die Stunden, die der Mensch unbedacht lebt und nicht zum Steigen verwendet. Sie kommen ihm nicht wieder.

Es ist des Menschen nicht würdig, von der Zeit etwas zu erhoffen oder zu fürchten. Unser freier Wille mit seinen guten Taten macht den Tag, das Jahr, das Leben groß. Unsere Schuld macht das Unglück. Die Zeit ist nichts wie ein leeres Gefäß. Es enthält, womit wir es füllen. Den Gehalt aber machen nicht so sehr die lauten Taten, sondern vor allem die stillen, die Gebete, die Opfer, der Kampf mit unseren Neigungen in unserem Charakter.

Das äußere Ereignis macht den Tag noch nicht groß. Und wenn er nur die Erfüllung eines äußeren Zieles bringt, dann bringt er damit noch keine Erfüllung. Innerlich mußt du am Ziele sein, das heißt, des großen Zieles würdig. Erst dann bist du am Ziele. Darum ist nicht das Ziel allein groß, sondern fast jeder Schritt zu ihm hat gleichen Wert mit ihm.

In deine Seele wird morgen hineinkommen, wofür du dich heute noch fähig machst. Unser Alter wird so reich sein, so zahlreich unsere Taten sind.

Wer kann mir meine Taten nehmen? Ich mir selbst nicht mehr. Gott nicht einmal. Nichts von meinen Leiden habe ich umsonst gelitten, nichts vergeblich geopfert, vergebens getan. Auf deinen Charakter hat keiner Anspruch, außer wer so tat und betete und litt wie du. Dein Sprechen, dein Denken ist dein. Ja, dein Blick, dein Antlitz, dein Gang ist dein. Außer es hätte einer genau so getan wie du. Wer aber mehr getan wie du, auf dessen Rang hast du keinen Anspruch.

Josef Kühnel

Die Oblaten im Yukon Gebiet

vom Schriftleiter

Schluß

Hauptstadt des Yukongebietes ist das an der Alaskastraße (Meilenpfosten 919) gelegene Städtchen Whitehorse. Fast im Mittelpunkt der Ortschaft steht die dem heiligsten Herzen Jesu geweihte Pro-Kathedrale des Oblatenbischofs Coudert. Nach einer Kathedrale sieht dieses Gotteshaus ganz gewiß nicht aus. Man meint eine unserer einfachen, weißgestrichenen, eintürmigen Präriekirchen zu sehen, wenn man vor ihm steht.

Die katholische Gemeinde von Whitehorse ist etwas über 52 Jahre alt. Lange bevor die Oblatenmissionare dorthin kamen, arbeiteten sie bereits in den Hunderte von Meilen nördlicher gelegenen Wäldern und Bergen des wilden Yukons. Im Juni des Jahres 1900 kamen zwei Oblaten, Pater Lafevre und Bruder Dumas, vom hohen Norden nach Whitehorse. Pater Lafevre hatte von den vielen Indianersippen gehört, die in der Whitehorsegegend lebten. Zwei katholische Weiße traf er in Whitehorse an. Der Missionar ließ sich in Whitehorse nieder und begann sofort mit dem Bau der heutigen Herz-Jesu-Kirche. Erst vier Jahre später war das Gotteshaus fertig. Da Whitehorse über dreißig Jahre lang viel zu klein war, einen eigenen Missionar zu erhalten, wurde es der Mission von Atlin angeschlossen. Dort wohnten die Oblaten seit Beginn des Jahrhunderts, und von dort aus wurde Whitehorse bis zur Ankunft des ersten Bischofs des Apostolischen Vikariates Yukon, Bischof Coudert O.M.J., versehen.

Als Bischof Coudert O.M.J. gegen Ende der Dreißiger Jahre nach Whitehorse kam, zählte die Stadt 250 Einwohner. Ein paar Jahre später stieg die Einwohnerzahl ganz plötzlich auf 10 000. Der Krieg war inzwischen ausgebrochen. Die kanadische so wie auch die amerikanische Armee hatten große Truppenkräfte nach Whitehorse verlegt. Auch die Alaskastraße war fertig gebaut. Für die kleine Schar Oblatenmissionare, die dem Bischof in jenen Jahren zur Verfügung stand, begann eine große Zeit. Neben der Arbeit in der Indianermission galt es nun auch, die vielen neuangekommenen Katholiken seelsorglich zu versehen. Die Arme hatte zwar ihre eigenen Kapläne. Anders sah es in den vielen Lagern der Wegbaugesellschaft und der neuen Erzgruben des Yukons aus. Dorthin mußte der Bischof seine eigenen Priester schicken.

Bischof Coudert ging sehr vorsichtig ans Werk. Er erlaubte seinen Missionaren nicht, in den plötzlich wie aus dem Boden hervorwachsenden neuen Ansiedlungen große Kirchen, besonders aber keine Häuser für den Missionar zu bauen. Kleine Kirchlein, geräumig genug, alle Katholiken der Umgegend zu fassen, wurden gebaut. Der Missionar zimmerte sich ein kleines Stüblein an die Sakristei, das ihm als Schlafzimmer, Küche und Studierstube zu dienen hat. Bischof Coudert hatte nämlich seine Erfahrung. Über Nacht wuchsen Städtchen auf, und über Nacht wurden sie auch wieder menschenleer. Nur das äußerst Notwendige durfte gebaut werden, damit der finanzielle Verlust nicht zu groß ist, falls das Kirchlein eines Tages geschlossen werden müßte. Bis heute hat Bischof Coudert O.M.J. vier solcher Missionskirchlein einfach dem Verfall übergeben müssen. Die Weißen zogen fort, und somit war auch keine Seelsorgarbeit mehr da.

Heute zählt die Bischofsstadt Whitehorse ungefähr 4 500 Einwohner. Die Zahl der Katholiken ist klein, und die Arbeit unter ihnen nicht leicht. Es sind eben meistens Wanderkatholiken, das heißt Beamte, die ein paar Jahre im Yukon zuzubringen haben, Kaufleute, die sich dort vorübergehend aufhalten, das Militärpersonal, Goldsucher, Trapper und Abendteurer. Die Stadt selbst ist ein Gemisch von modernster Zivilisation und wildestem Nordwesten. Altes Indianerheidentum und modernstes Heidentum der einmal Getauften schreiten Seite an Seite über die holzbelegten Fußsteige der Straßen, vorbei an hellerleuchteten Schaufenstern großer Kaufhäuser und an den finsteren Türen kleiner Eckenspelunken. Der Bischof und seine in Whitehorse stationierten Oblaten haben viel zu beten, viel zu suchen und viel zu wagen. Es beein-

druckt aber doch, an den Sonntagen die gefüllten Bänke der Pro-Kathedrale zu sehen. Gott hat überall Seine Freunde. Auch im Yukon.

Ungefähr 180 Meilen nordwestlich von Whitehorse liegt, an den Ufern des Kluane Sees, die schöne Mission Burwasch. Dort hat der Missionar wiederum reinste Indianerseelsorge. Der freundlichen Einladung des Missionars folgend, verbrachte ich dort drei Tage. Eines schönen Morgens kam eine Gruppe von Squaws mit einem Haufen von Kindern zum Missionar. „Pater", sagten sie ganz umstandslos, „die Jäger sind in den Bergen. Wir haben kein Fleisch und keine Gewehre. Komm, und schieß uns Gophers" (Erdeichhörnchen). Der Pater sagte selbstverständlich zu. Wir nahmen Gewehr, Patronen, Angeln und Fischhaken, luden alle Squaws und Kinder auf das Lastauto des Missionars, und fuhren zuerst in das acht Meilen entlegene Zeltlager der Squaws. Von dort ging es dann, immer waldfreie Flächen suchend, in die Wildnis. Eine rauhe Fahrt war es. Die Wildnis hat eben keine Wege für Kraftwagen.

Unser Jagdglück war nicht schlecht. Wir schossen über dreißig fette Gopher und fingen ungefähr genau so viele Fische, während die Squaws am Rande des endlosen Waldes ein Stücklein Erde fanden, auf dem eine Art wildes Gemüse wuchs. Sie pflückten ganze Berge dieser seltenen Gabe der Natur und schleppten sie zum Lastwagen.

Um vier Uhr Nachmittag ging es wieder zum Lager zurück. Große Töpfe kochenden Wassers harrten der erlegten Gopher. Viele der geschossenen Tiere wurden mit Haut und Haar in den Kochtopf geworfen. Während sie dort brodelten, rief der Missionar das ganze Lager zum Rosenkranzgebet zusammen.

Der Indianer kocht den Gopher so wie ihn die Natur herumlaufen läßt. Er behauptet, durch das Abziehen und Ausnehmen der Eingeweide gehe zu viel Fett verloren. Der gekochte Gopher wird einfach aus dem Topf genommen, aufgeschnitten, und dann wird mit dem Messer herausgeschält, was eßbar ist. Und eßbar ist dem Indianer alles, bis aufs Fell und die Knochen. Einen Teller braucht niemand. Man schält sich die Speise aus dem gekochten Gopher heraus und führt sie sofort zum Munde, zuerst die Eingeweide, und nachher das Fleisch.

Als Weißer schüttelt man sich, wenn man die Indianer Magen und Darm der Gopher, der Hasen, der Eichhörnchen, der Hirsche und Moose essen sieht. Der Indianer jedoch folgt darin ganz einfach einem Naturinstinkt. Sein Körper braucht neben der Fleisch- und Fischnahrung auch Pflanzenkost. In der Wildnis des Yukons gibt es jedoch weder Obst noch Gemüse. Der Winter ist viel zu grimm, der Sommer viel zu kurz, und der Boden viel zu steining und selbst im Sommer gleich unter der steinigen Oberkruste zu hart gefroren, um Gemüse anbauen zu können.

Mutter Natur sorgt jedoch für die Ihrigen. Sie hat den Indianer mit der Neigung versehen, am halbverdauten Inhalt des Magens pflanzenfressender Tiere Geschmackfreuden zu finden. Was uns das Gemüse gibt, erhält der Organismus des Indianers durch diese Speise. Und sie schmeckt ihm wohl!

Die Mission von Burwasch ist die letzte an der Alaskastraße. Hundert Meilen nordöstlich finden wir die Mission von Carmack mit den Stationen von Selkirk und Snag. Weitere zweihundert Meilen nordöstlich liegt die Mission von Mayo, in der ein in Manitoba gebürtiger Oblate arbeitet, und nordwestlich von Mayo, die älteste Oblatenmission des Yukons, Dawson City.

Dawson City war einmal weltbrühmt. Zu Tausenden kamen Amerikaner, Canadier, Europäer und Asiaten im Jahre 1898 dorthin, Gold zu

* * *

Zwischen zwei Jahren

Die Zeit ist nur ein Wanderkleid,
Das soll uns nicht beschweren.
Es schützt dich nicht vor Leid und Streit,
Du selbst, Herz, mußt dich wehren!
Sich wehren bringt zu Ehren!

Die Zeit ist nur ein Bettelkleid
Und muß zu Staub zerfallen;
Ein Nichts im Licht der Ewigkeit,
Wenn wir nach Hause wallen
Zu Gottes ewigen Hallen.

Drum laß nicht Zeit, laß Ewigkeit
Dir Herz und Sinn bewegen.
In Liebe, treu und weltenweit,
Geh deinem Heil entgegen,
So bleibt dein Weg im Segen.

Ilse Franke

Die Familie ist ein Quell der Liebe, der in tausend gottgegebenen Formen seinen reichen Segen entfaltet.

Vater und Mutter sein ist schönste Krönung irdischen Lebens!

Wer am Herde sich schuldbar vergreift, der wird auch am Staate sündigen.

Wenn ein Staat am Heiligtum der Familie sündigt, dann greift er an die unverletzlichen Gesetze des Herrn und wird den grausen Weg des Selstmordes gehen.

Auch der Himmel (das Jenseits) zerbricht nicht die süßen Bande der Familie. Nahm doch Jesus selst seine Mutter zu sich, uns wundersam zeigend, daß Kindesliebe unvergänglich sei, ewig wie der Himmel!

---

suchen. Die Stadt wuchs bis auf 50 000 Einwohner. Heute ligt sie fast verödet da. Kaum 950 Menschen leben in Häusern, die sie sich neben der alten „Goldsucherstadt Dawson City von 1898“ gebaut haben. In der „Altstadt“ stehen immer noch die vielen Gasthäuser, Theater, Kneipen, Banken und Kaufhäuser von damals. Staub und Schutt bedeckt vergangene Hoffnungen und vergangene Sünden.

Zwei Oblaten leben heute in Dawson City. Einer versieht die weißen Katholiken — unter denen auch ein deutscher Zahnarzt mit seiner Frau, frisch aus dem Bayerland, lebt — und die Indianer. Der Zweite wirkt als Kaplan im Krankenhaus der Schwestern der hl. Anna. Die um Dawson City herum lebenden Indianer gehören größtenteils der Anglikanischen Kirche und den Baptisten an. Sie sind der Oblaten größte Sorge. Der Indianer geht immer dort hin, wo man ihm die meisten irdischen Vorteile zu bieten hat. Er muß schon tief im Glauben fußen, um der Versuchung zu widerstehen, die katholische Kirche zu verlassen, weil Anglikaner und Baptisten mehr Tee-, Zucker- und Mehlgeschenke machen als der der katholische Missionar es sich erlauben kann. Ganze Indianersippen sind auf diese Art vom Glauben ihrer Väter abgefallen und zu den Anglikanern übergegangen. Mit dem Alaskaweg sind auch die Baptisten ins Land des Yukons gekommen. Sie kamen mit vielen Geschenken, und der Indianer nahm sie an. Er wurde baptistisch. Da die Baptisten nicht in jedem „bekehrten“ Lager ihre Prediger zurücklassen konnten, blieb der Indianer sich meistens selbst überlassen. Die katholische Kirche hatte ihm ein Moralgesetz gegeben, das ihm genau sagte, was gut und was böse sei. Die Früchte des Religionswechsels des „Tabaks und Tees“ wegen begannen sich bald zu zeigen. Der abgefallene Indianer begann moralisch zu verkommen.

Die Moral des Urheiden steht wohl überall tief. Sein Sinn für das Gute ist jedoch in sehr vielen Fällen unberührt geblieben. Man kann ihn immer noch belehren, und er versteht, was gemeint ist. Aus Urheiden war es immer möglich, gute, ja sogar heiligmäßige Christen zu machen. Anders ist es jedoch mit Neuheiden, zu denen ganz gewiß auch so manche Sippe der Yukonindianer gehört. Sie nennen sich wahre Christen, leben aber und beurteilen alles nach den Grundsätzen einer Welt, die den früher einmal gekannten Gott nicht mehr will. Hier ist nicht nur das Sittenleben, hier ist selbst der Sinn für Gott und für das Gute verloren gegangen.

Gottes Gnade wirkt jedoch bei Tag und bei Nacht, ganz gleich, was der Mensch sinnt und tut.

Einen sehr interessanten Fall moderner Missionsarbeit der Oblaten unter den Indianern des Yukons sehen wir in der allernördlichsten Mission, in Old Crow, in weitabgelegenster Wildnis. Old Crow ist nur ein Fall unter vielen andern, den wir hier erwähnen.

Hunderte von Meilen nördlich von Dawson City liegt die kleine Indianersiedlung Old Crow. Man kann dorhin nur in wochenlanger Kahnfahrt auf Flüssen und über Seen gelangen, oder im Flugzeug.

Wüst und leer ist das Land nördlich von Dawson

City. Vom Flugplatz aus sieht es schmutzig, vollständig gesichtslos aus. Es scheint, als ob dort kein Baum und kein Grashälmlein wachsen wollte. Alles nur steiniger Boden, unterbrochen von zahllosen Seen, die vom Flugplatz aus gesehen, wie große Wassertümpel daliegen.

Nach ein paar hundert Meilen per Flugzeug über diese entsetzliche Einöde kommt man an den Porcupine Fluß. Hier beginnen nun wieder endlose Wälder, die sich dem Fluß entlang bis über den arktischen Zirkel ziehen. Nach ungefähr 150 Meilen Fahrt über diese unbewohnten, endlosen Wälder sieht man plötzlich das Old Crow Gebirge vor sich auftauchen. Wo der Old Crow Fluß in den Porcupine Fluß fließt, ungefähr 75 Meilen nördlich vom arktischen Zirkel und 130 Meilen südlich von den Gestaden des Eismeers, liegt die kleine Ansiedlung Old Crow. Dort wohnt der Old Crow Indianer. Seine Vorfahren, die sich Loucheux Indianer nannten, wurden bereits im Jahre 1865 von den Oblatenmissionaren getauft. Heute ist die ganze Ortschaft Old Crow anglikanisch. Die von der anglikanischen Lehrerin seelsorglich betreute Kirche liegt am Westende der Ortschaft, zwischen Schule und dem Haus des kanadischen Regierungspolizeibeamten (Mounted Police).

Lange war kein Oblate mehr in Old Crow gewesen. Die anglikanische Kirche und Verwaltung der kleinen Ortschaft hielt die ganze Sippe fest in ihren Händen.

Vor ein paar Jahren bat der Häuptling von Old Crow mehrere Male Bischof Coudert, katholische Missionare nach Old Crow zu senden. Die Vorfahren des Old Crow Indianers seien katholisch gewesen, man möchte nun wieder einen katholischen Priester unter sich haben. Bischof Coudert sandte nach langem überlegen zwei Oblatenpatres in die Wildnis von Old Crow. Dort leben sie nun unter den Anglikanern seit über vier Jahren.

Kein Indianer kommt zur heiligen Messe oder um sich unterrichten zu lassen, und doch kommen sie, die Missionare zu besuchen, und doch wollen sie, daß der Missionar bei ihnen bleibe. Menschlich gesprochen ist an eine Bekehrung der Old Crow Indianer garnicht zu denken. Die fünfzig bis sechzig Familien werden von den Anglikanern vollständig kontrolliert. Viele sagen auch, daß sie garnicht katholisch werden wollen. Sie wollen nur den katholischen Priester unter sich haben.

Bischof Coudert sagt, hier dürfe man nicht auf sofortigen Erfolg bauen. Gottes Gnade wird sich schon eines Tages als wirksam erweisen. Der Missionar folgt inzwischen den Plänen alter Erfahrung. Er sucht des Indianers Freund zu bleiben. Sobald es ihm gelingen sollte, einen oder den anderen Indianer zu überreden, seine Kinder in die katholische Indianerschule zu schicken, hat er erreicht, worauf er hinzielt. Als ganz junges Glauben das Katholische in den Herzen des jungen Old Crow Indianers aufzubauen, ist der Missionsplan, dem die Oblaten des Yukons folgen. Vorläufig heißt es in Old Crow auszuharren, isoliert von aller Welt, in einer fast hoffnungslosen Lage, bis die große Stunde Gottes schlägt. Und sie wird eines Tages kommen, diese Stunde Gottes. Wo Christi Blut jeden Tag auf dem Altare des Neuen Bundes geopfert wird, da ist nichts umsonst getan.

Groß ist das Arbeitsfeld des Yukonmissionars mit dem Oblatenkreuz auf der Brust. Bischof Coudert O.M.J. braucht viel mehr Missionare, als ihm heute zur Verfügung stehen. Die Missionsarbeit im Yukon ist schwer, sehr schwer sogar. Sie ist jedoch echteste Gottesarbeit ganz hoch oben im Norden der großen Welt, wo Menschen leben, die genau so von Gott geliebt und erlöst worden sind wie wir.

Der Segen für Brautleute

Aus der Fülle Unseres Vaterherzens segnen Wir das geheiligte Band, das euch in den drei Wesensgütern des ehelichen Lebens vereint:

in dem Gut der als Himmelsgabe ersehnten Kinder, die zu vollkommenen Katholiken, zu vorbildlichen Söhnen und Töchtern ihres Vaterlandes heranwachsen mögen;

in dem Gut der geheimnisvollen sakramentalen Weihe, die euch in den Augen Christi und der Kirche adelt —

auf daß an eurem heimischen Herd immerfort, in Freud und Leid, Gottes Geist, sein Gesetz, seine Liebe, seine Gnade herrsche.

Papst Pius XII.

Berührt von Ihm



Unter den vielen Legenden aus der Kindheit Jesu findet sich auch eine von der Christrose, worin uns erzählt wird, wie sie zu ihrem Namen gekommen ist. Auf der Flucht nach Ägypten hatte die Heilige Familie viel Ungemach und Entbehrung auszustehn. Selten gab es gute Herberge, oft mußten sie unter einem Terebinthenbaum oder einem schützenden Felsen Rast nehmen. Manchmal wanderten sie den ganzen Tag durch die Steppe und litten großen Durst.

Wie wohl war ihnen dann, wenn sie endlich an einer Quelle oder Zisterne ausruhen und sich erquicken konnten. Sankt Joseph tränkte den müden Esel, und vor allem konnte die heilige Mutter die ermatteten Glieder ihres Kindleins baden, seine Windeln und Jäckchen waschen.

Einst hing sie die kleinen Wäschestücke auf den kahlen Strauch einer Heckenrose — es war ja Winter — wo sie rasch und schön trockneten. Aber wie wunderbar! Als Marias feine Hände die Wäsche von dem vorhin kahlen Strauch herabnahmen, stand der in frischen, schneeweißen Blüten und zartgrünen Blättern da — mitten im Winter! Berührt von den Linnen des Gotteskindes, war der Strauch plötzlich zu neuem Leben erwacht und mit herrlich duftenden Blumen übersät, und zwar Blumen ganz neuer Art. Darum bekam auch er einen neuen Namen und wird seitdem Schneerose genannt oder Christrose.

Eine Legende. Ja. Ob's wahr ist? Warum nicht? Wurde ja auch die kranke Frau, die den Saum seines Kleides berührte, wunderbar von langem Siechtum plötzlich geheilt.

Das ist übrigens bei ihm immer so: was und wen er berührt, wird neu; das Tote wird lebendig, das Kranke wird gesund, das Häßliche wird schön. Jawohl, immer, seit er zum erstenmal in jener frohseligen Weihnacht vom Himmel kommend die Erde berührt hat.

Diese Berührung ist so wundertätig und unvergeßlich bedeutsam gewesen, daß wir jedes Jahr mit besonderer Feststimmung und Dankbarkeit ihrer gedenken. Und nur die um die süßen Geheimnisse und unvermeßlichen Segnungen dieser Christusberührung wissen, verstehen den tiefsten und letzten Sinn der lichtverklärten Weihnachtsfreuden.

Von Christus berührt, ist die Menschheit neu geworden — soweit sie guten Willens ist. Er brachte ihr die Wahrheit, den Frieden, die Freiheit und die Liebe.

Die Berührung mit Christus bringt die wahre Erkenntnis über Gott, sein Dasein und sein Wesen; über den Sinn der Welt und Gottes Absichten mit uns. Die dunkelsten Fragen unseres Geistes und die Rätsel unseres Herzens finden durch ihn ganze, zuverlässige und beruhigende Beantwortung und Klärung.

Christus belehrte uns, daß ein allmächtiger Gott Schöpfer und Regierer der Welt ist; daß Er mit starker Hand alles lenkt und leitet; daß wir nicht blinden Naturgewalten und Schicksalsmächten preisgegeben, sondern in Gottes weiser und gütiger Vorsehung geborgen sind. Ja, Er hat uns sogar Gott als Vater offenbart und damit einen Himmel voll Vertrauen, Hoffnung und Freude über uns ausgespannt.

Erst Christus, und Er allein, brachte uns Klarheit und Gewißheit über uns selbst, über den Sinn unseres Daseins, über unser Woher und Wohin, über den Zweck unseres Lebens und den Bereich unserer Lebensaufgaben. Vor allem enthüllte Er uns das

Geheimnis unserer Seele, ihren Ursprung, ihren unendlichen Wert, ihre Unsterblichkeit, ihre Bestimmung. So hat Er uns in die glückliche Lage versetzt, unserm Leben einen sinnvollen Inhalt geben zu können.

Christus sicherte unsere Zukunft, Er gab uns ein hohes herrliches Lebensziel. Durch Seine Erlösungstat zerbrach Er die Fesseln, in die Sünde, Schuld und Tod uns geschlagen, und gab uns die Freiheit zum Aufstieg zur Höhe. Der Weg zu einer glücklichen Zukunft ist freigelegt. Und Er gab uns alle Ausrüstung und Kräfte, das herrliche Lebensziel zu erreichen; Er gab uns Mut zum Leiden und Ertragen, Siegeszuversicht im Kampfe, Trost im Sterben, und Er läßt über die Dunkelheit des Grabes die Ewigkeitshoffnung aufleuchten: die Hoffnung auf Auferstehung in Herrlichkeit und auf ein unsterbliches seliges Leben. So ist Christus der Bringer ungetrübter, echter Lebensfreude und nie versagenden Lebensmutes.

Christus brachte uns das große Gottesgesetz der Liebe zueinander, die Frohbotschaft der Liebe, die Religion der Liebe, wodurch die Menschheit zu einer glücklichen Familie werden kann und soll. Er gab durch Lehre und Beispiel das Gebot der persönlich dienenden Liebe, wovon die vorchristliche Welt keine Ahnung hatte, und schuf so die Grundlage einer wahrhaft sittlichen und sozialen Kultur. Wie Er selbst gekommen war, „zu dienen und sein Leben hinzugeben für alle", so hat er für seine Anhänger den kalten Eigennutz verurteilt und den Dienst am Gemeinwohl bis zur Hingabe von Gut und Blut zum Kennzeichen seiner Jüngerschaft gemacht. Er hat die volle Menschenwürde für Herr und Knecht, Frau und Kind, für den Gesunden wie für den Krüppel mit allen sozialen Folgerungen und Forderungen verkündigt und sichergestellt; Er hat die Güte und das Wohlwollen, die edelsten Kulturkräfte, in die Welt gebracht.

Christus hat auch der Arbeit ihren rechten Wert gegeben, sie durch sein Leben als Arbeiter geehrt und geheiligt. Er hat die Arbeit als ein allgemein gültiges und ehrenvolles Gesetz der Menschheit verkündet und jeder Arbeit einen angemessenen Lohn zugesprochen. Die brennenden Fragen um die Arbeit, ihre Stellung im Leben des Einzelnen und in der Gesellschaft hat Er richtig und gültig beantwortet. Man gehe nur bei ihm in die Schule und höre die Darlegung der sozialen Lehren Christi in den großen sozialen Weltrundschreiben der Päpste Leo XIII. und Pius XI.

Dort sind auch Christi Anschauung, Urteil und Gebote zu erfahren über Reichtum und Armut, über Vermögen und Besitz, über die Rechte und Pflichten des Kapitals, über die gerechte und ungerechte Verteilung der materiellen Güter überhaupt, über Mammonismus und Kommunismus sowie seine ewig gültigen Grundsätze für das Erwerbs- und Wirtschaftsleben.

Christus brachte uns auch mit dem Menschheitsadel die Ideale. In seinem Reiche erblühten darum Wissenschaft und Kunst in nie gesehener Pracht. Unsere Bibliotheken und Museen, die herrlichen Schöpfungen in der Architektur unserer Kathedralen, in Dichtkunst und Musik legen Zeugnis ab von der geistigen Fruchtbarkeit des Christentums. Aber auch Tapferkeit und Heldensinn, Tugend und Heroismus hatten in ihm allezeit ihren fruchtbarsten Nährboden. Im Christentum erst, in seinen Helden und Heiligen, seinen Martyrern und Jungfrauen, ist ganz offenbar geworden, zu welchen Höhen der Mensch emporsteigen kann, wenn er den Geist Christi voll und ganz in sich aufnimmt.

Denken wir uns aber Christus und sein Werk mit allen Einflüssen aus Europa und Amerika hinweg. Was bliebe? Das bolschewistische Rußland und Spanien geben Antwort und zeigen erschütternd, daß ein christliches Volk in tiefste Barbarei zurückversinkt, wenn es sich von Christus lossagt.

Seit es von Christus berührt wurde, ist Europa zur Schönheit und Macht emporgestiegen. Seine Kultur trägt in allen Linien das Siegel Christi. Möge es ihn nie verleugnen!

H. F.

Jeden Augenblick des Lebens, er falle aus welcher Hand des Schicksals er wolle, uns zu, den günstigen wie den ungünstigen zum bestmöglichen zu machen, darin besteht die Kunst des Lebens und das eigentliche Vorrecht eines vernünftigen Wesens.

Lichtenberg

Sonntags-Gedanken

Von seliger Kinderlast

Warum haben heute so viele Frauen keine Freude mehr am Kinde? Weil sie selber aller Kindlichkeit entwachsen sind und keinen Sinn mehr haben für das, was ein Kinderherz entzückt: ein schlichtes Spiel, ein einfaches Lied, Märchen oder Legenden, Blumen und Tiere, plätscherndes Wasser und strahlenden Sonnenschein. Viele Mädchen und junge Frauen unserer Tage finden es albern und altmodisch, sich mit solchen Dingen abzugeben, und da das Kind unbekümmert um die Moden und Launen einer Zeit immer wieder mit dem Drange zu solch naivem Spiel und Treiben auf die Erde kommt, wissen sie nichts mit ihm anzufangen. Sie langweilen sich am Kinde, anstatt mit ihm noch einmal eine glückliche Kindheit zu durchleben. Der Sinn solcher Frauen steht nach Mode, gesellschaftlichem Leben, Sport und Vergnügen oder auch nach ungehindertem Gelderwerb. Sie wollen nicht daheimbleiben, und deshalb können sie keine Kinder brauchen, von denen die Mutter ans Haus gebunden wird. Sie wollen jung und schön bleiben und ihre Kraft nicht an Kinder verschenken. Der tiefste Trieb aller lebenden Kreatur, im Kinde fortzuleben, ist in ihnen abgestorben.

Kein Zweifel: Kinder sind eine Last. Sie sind eine beschwerliche Bürde, schon ehe sie da sind; ihr Kommen ist ein schmerzliches Ereignis im Leben der Mutter, und dann hängen sie wie ein Bleigewicht an ihr durch all die langen Jahre ihrer Kindheit und Jugend mit ihren Bedürfnissen und Wünschen, Krankheiten und Torheiten, mit ihrem unaufhörlichen Geplapper und Geklapper, ihrer Unfolgsamkeit und Ungeschicklichkeit. Sie sind eine Last, ob sie noch in der Wiege liegen oder zur Schule gehen oder schon fern vom Elternhause ihre eigenen Lebenswege suchen. Eine gute Mutter wird ein Kind, das sie geboren, nie mehr los: es bleibt mit ihrem Herzen verwachsen, solange sie lebt. Kinder schränken die Mutter ein. Ihre Zeit: sie kann nicht mehr ihre Liebhabereien pflegen, nicht mehr wie früher ungehindert ihrem Vergnügen nachgehen, sie muß daheimbleiben und die Kinder warten; ihre Kraft: nicht blos ein Stück von ihrem eigenen Leben hat sie jedem Kinde schenken müssen, sie reibt sich in der täglichen Pflege und Sorge um die Kinder auf, besonders wenn es schon ein Häuflein ist. Sie kommt zu nichts anderem mehr. Manche Mutter seufzt unter dem unaufhörlichen Drucke dieser Last: wie gerne würde sie dann und wann ein schönes Buch lesen, eine Freundin besuchen, in die Natur hinauswandern! Selbst dem Gatten kann sie sich nicht so widmen, wie sie es tun möchte. Sie führt ihren Kindern zuliebe das Leben einer Gefangenen, die nicht an ihre eigenen Wünsche denken darf. Manchmal beschleicht sie ein Gefühl des Neides, wenn sie kinderlose Frauen in schönen Kleidern am Arm des Mannes fröhlich spazieren gehen sieht, jung und frisch, von keiner Mutterschaft und Muttersorge angegriffen, indes sie selber ihre Kraft und Schönheit längst im Dienste der Kinder geopfert hat.

In Wahrheit brauchst du als kinderreiche Mutter die Kinderlosen und Kinderarmen nicht zu beneiden. Wenn du inmitten einer Schar von Kindern stehst, bist du wie ein früchtereicher Baum, von Gott gesegnet; denn was aus dir erblüht ist, das ist Kraft von jenem Segen, den der Herr über die ersten Menschen ausgoß, als er sprach: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde!" Freue dich, daß du einer der starken, fruchtbaren Lebensbäume unseres Jahrhunderts bist und nicht ein dürrer, absterbender Ast wie so viele heutige Frauen, die traurige Endglieder aussterbender Familien sind. Diese Kinderlosen und Kinderarmen mögen ihren Leib pflegen und es sich wohl sein lassen, während du dich Tag und Nacht mit deinen Kindern plagst; aber in fünfzig oder hundert Jahren wird von ihnen vielleicht keine Spur mehr auf dieser Erde sein; in keinem neuen, gesunden, lebensfrohen Geschlecht leben sie fort, oder ihr verhätscheltes Einzige ist nicht mehr lebensstark genug, um einen neuen Lebensstamm zu treiben. Aber auch in der Ewigkeit werden solche wie Vereinsamte weiterleben, indes aus deiner kinderreichen Familie einmal Kinder Enkel und Urenkel wie ein Kranz von aufgeblühten Rosen am Throne Got-

"Fuerchtet euch nicht!"

von Berthold Frieß

Kalte Nacht. Lastende Stille. Hirten hüten auf den Weiden. Plötzlich zerreißt die Finsternis. Engel leuchten auf. Ein ungewohnter Gruß ruft aus einem Meer von Licht: „Fürchtet euch nicht!"

Eigenartige Tatsache! Die erste Frohbotschaft des Christkindes an diese Menschen ist ein Bannspruch gegen die Furcht. Das Heroldswort der ersten Weihnacht ist ein Weckruf zu Mut und tapferem Sinn.

War also Mut das erste, was diese urchigen, kampf- und gefahrgewohnten Judenhirten brauchten?

Ja, Mut, heroischer Mut war notwendig, um trotz des pharisäischen Messiastrugbildes an das Jesuskind als den wahren Messias zu glauben. Mut war notwendig, um in der liebeleeren Eiszeit jüdisch-heidnischer Immoral auf den Morgen des Reiches zu hoffen. Mut war notwendig, um unter den Ketten des Pharisäertums und der Römerknute den Beginn eines neuen Lebens der Freiheit des Geistes zu warten.

*

Jene erste Weihnacht ist lang verrauscht, und ihre Hirten sind gestorben. Nie aber soll verrauschen oder sterben jener königliche Bannspruch gegen Furcht und Angst!

„Fürchtet euch nicht!" stehe in leuchtenden Lettern auch über unserer Weihnacht. Denn mehr als jenen tapferen Hirten ist dem kraftlosen und charakterlosen 20. Jahrhundert Feuermut und rücksichtsloser Bekennersinn nötig.

Zuviel bleiche Furcht und hohläugige Angst gehen um bei hoch und niedrig, in den Tälern, auf den Höhen, in Stadt und Land, im Haus und auf der Straße, in den Kirchen und auf den Märkten: die Furcht vor der Lüge, die Angst vor dem Hasse, das Zittern vor der brutalen Gewalt.

Christus und Antichristus rüsten sich zu großen – wer weiß, vielleicht letzten Entscheidungen. Es geht um Geist und Materie, Natur und Übernatur, Blut und Gnade.

Finsterer ist die Geistesnacht, die über unserer Zeit lastet, als das Dunkel über den Weideplätzen

---

tes um dich stehen werden. Denn du hast deinen Kindern ja ihr Leben nicht bloß für diese kurze Erdenzeit gegeben, sondern für alle Ewigkeit. Gehört es nicht zum Höchsten, was ein sterblicher Mensch auf dieser Welt vollbringen kann, daß er sich demütig dem Schöpfer zum Mutterkeim für unsterbliche Seelen darbietet, die er schaffen will? Denn Gott hat ein Verlangen darnach, daß die Heerschar heiliger Seelen in seinem Reiche wächst, auf daß der Lobpreis der beseelten Kreaturen immer gewaltiger den Thron seiner Herrlichkeit umbrause. Und ich kann es mir nicht anders vorstellen, als daß Gott eine treue Mutter vieler Kinder bei ihrem Heimgang ins ewige Leben wie eine Heldin und Mitarbeiterin am Werke seiner Schöpfung empfängt. Diesen Gedanken, daß du im Dienste des Schöpfers stehst, kannst du in der Mühsal deiner kinderreichen Häuslichkeit nicht oft genug in dir erwecken, indem du sprichst: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Willen!" Was liegt daran, daß das Sterbliche an dir unter den Opfern und Anstrengungen deiner Mutterschaft dahinwelkt, wenn dir zu gleicher Zeit eine Schar unsterblicher Seelen erblüht?

Trotz aller Mühsal werden Kinderreiche meist leichter mit dem Leben fertig als Kinderarme und Kinderlose, die immer nur an sich, an die Erhaltung ihrer Gesundheit und Schönheit denken. Die Mutter vieler Kinder lernt sich rühren und regen, sich bücken und schicken. Not lehrt beten und macht erfinderisch und energisch. Es ist eine Freude, wie solche Frauen oft mit Fleiß und Umsicht in ihrem Haushalt walten und manchmal sogar nach dem frühen Tode des Gatten als Witwen ihr Häuflein Kinder großziehen und zu tüchtigen Menschen heranbilden. Die Jugend ihrer Kinder hält diese Frauen selber jung, sie sind oft bis ins hohe Alter von erstaunlicher Rüstigkeit, während die Kinderlosen und Kinderarmen oft frühe altern und an allerlei Gebrechen leiden. Sie, deren Leben ein ununterbrochenes Verschenken von Kraft und Liebe ist, behalten davon immer noch genug für sich selbst.

von Bethlehem. Statt Himmelsengel blitzen und zucken Irrlichter auf, die in gräßliche Abgründe führen.

Doch „Fürchtet euch nicht!"

*

Keine Furcht vor der Lüge!

Lüge ist Höllengeburt! Sie ist das Kainsmal im Antlitz unseres Jahrhunderts. Zwar wurde immer gelogen, aber so grobklotzig und unverschämt und wieder so spinnwebfein und raffiniert wie heute noch nie!

Lüge und Heuchelei waren einmal größte Schande! Jetzt sind sie vielbegehrte, schwerbezahlte Kunst. Die Papierkörbe reichen nicht mehr, um all die zerfetzten Treuversprechen und verratenen Verträge aufzunehmen.

Das Menschenantlitz wurde geschaffen als ein leuchtender Spiegel der Seele. Es ist aber zumeist nur noch Maske, wandelnde, feingepuderte Lüge. Nur die Totenmasken seien wahrhaft echt, klagen die heutigen Physiognomen.

Buch und Zeitung, geborene, gottgeschenkte Boten und Bewahrer der Wahrheit und Wissenschaft, sind zu Dirnen geworden, die sich um Geld für jeden noch so absurden Lügendienst hergeben. Die Geduld des Papiers hat ihren Höhepunkt erreicht. Oft kommt es einem vor, die apokalyptische Zeit, wäre schon herangekommen, da die Lüge bereits so wahrheitsähnlich geworden, daß selbst die Gerechten daran glaubten, wenn nicht außergwöhnliche Gnade sie davor behütete.

Dennoch: „Fürchtet euch nicht!" Heute ist der Retter geboren. Ihr werdet ein Kindlein finden, das in einer Krippe liegt.

Das Kind . . ., ist es nicht das schöne Symbol der Wahrheit und Wahrhaftigkeit? Das Kind von Bethlehem aber ist mehr, es ist die ewige Wahrheit selber! Licht vom Lichte! Der Weg, die Wahrheit und das Leben!

Die Sterne werden bersten. Die Erde wird in Flammen aufgehen Die Wahrheit des Krippenkindes aber wird glänzen von einem Gestade der Ewigkeit zum andern. Tausend Systeme und Afterweisheitsschulen kamen und gingen, blähten sich wie mächtige Pilze, und tausende und mehr versanken wieder spurlos. Die Wahrheit des Krippenkindes aber, die Wahrheit des Evangeliums, strahlt herrlicher und mächtiger denn je. Denn der Siege letzter wird der Sieg der ewigen Wahrheit sein!

Einst und jetzt

Zeiten ändern sich, auch die Menschen und ihr Leben, ihre Gewohnheiten; die Kleidung unterwirft sich der Mode; der Tanz hat eine große Wandlung durchgemacht. Wo tanzt man heute noch ein zierliches Menuett oder eine schöne Quadrille? Nur noch der Walzer hat sich aus der alten Zeit herübergerettet, der „unsterbliche Walzer". Bei manchen Kunstausstellungen kann man auf den „Führer" (Beschreibung) nicht verzichten, weil man sonst schwer herausbekommt, was dieses oder jenes Bild darstellt. Und wie hat sich doch die Musik geändert!

Auch das Lied hat eine Wandlung durchgemacht. Unsere Großeltern sangen: „Üb' immer Treu und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab, und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab." Oder: „Ja, ich bin zufrieden, geh' es wie es will, unter meinem Dache leb ich froh und still; Mancher Mensch hat alles, was sein Herz begehrt, doch ich bin zufrieden, das ist Goldes wert."

Wo ist der Mensch, der heute noch einen solchen Text schreiben würde? Und erst das Liebeslied! Früher sang man: „Wahre Freundschaft soll nicht wanken, wenn sie gleich entfernet ist; Lebet fort noch in Gedanken und der Treue nie vergißt."

Heute: „Du kannst nicht treu sein, nein, nein, das kannst du nicht, wenn auch dein Mund mir wahre Liebe verspricht."

Früher: „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann. Hab' dich von Herzen lieb, das glaube mir."

Heute: „Gern hab' ich die Frau'n geküßt, hab' nicht gefragt, ob es gestattet ist."

In ganz frühester Zeit entstand das Volkslied: „Ich bin dein, du bist mein, deß' sollst du gewiß sein; Du bist beschlossen in meinem Herzen; verloren ist das Schlüsselein, du mußt immer drinnen sein."

Heut: „Ohne Worte laß uns scheiden, sag mir stumm Ade. Worte kleiden nicht beim Scheiden, Worte tun nur weh."

Früher sang die Liebe: „All mein' Gedanken, die ich habe, die sind bei dir."

Heute schmettert der Tonfilm: „Wer nimmt die Liebe ernst? Das wäre doch zu viel. Alles ein Spiel, nichts weiter."

Oder: „Liebe ist ja nur ein Märchen."

Das singen wir, und was wir singen, das leben wir auch! —

Keine Furcht vor der Gewalt!

„Was sie Weltgeschichte nennen, ist ein wüstverworrener Knäul!" Ist eine endlose Kette von Brutalitäten und fessellosem Machtrausch. Recht ist Dunst. Gewalt ist alles!

Das Altertum, das Mittelalter und nicht zuletzt unser „erleuchtetes Zeitalter" hallen wider vom Wehgeschrei zertretener Menschenrechte und vernichteten Völkerglückes, von brutalsten Eisenfaustschlägen ins Angesicht der Freiheit und Menschenwürde.

Staatsgewalten, von Gott berufen zum Schutze des Glaubens, der Unschuld, der Schwachen, des Volkswohles und der Sittlichkeit, werfen Kirchen in Trümmer, vernichten religiöse Schulen, knechten die Gewissensfreiheit entgotten die Jugend.

Die Milliarden der Volksvermögen und die unerschöpflichen Schätze der Volkskraft dienen nicht mehr dem Geiste, der Kultur, der Kunst, dem Glücke, sondern dem Kriege, dem Massenmorde, der motorisierten Zerstörungswut.

Die Gewalt der Faust ist zum Götzen der Welt geworden.

Dennoch: „Fürchtet euch nicht!" Heute ist der Retter geboren. Ihr werdet ein Kindlein finden, das in einer Krippe liegt.

Trost oder Ironie? Ein Kindlein der Schutz vor dem dämonischen Ungeheuer der Gewaltmoral?

Ja, wirklicher Trost, nicht beißende Ironie! Die uferlose Machtfülle der Vorsehung liebt das Paradoxe. Sie ist am größten in ihren ergreifendsten Unbegreiflichkeiten. Demutsvolle Schwachheit wird in ihrer ewigkeitsgefüllten Hand zur furchtbarsten Waffe gegen selbstsichere Kraft und Titanenwahnsinn.

Das Krippenkind ist der große Gewaltträger, dessen Reiches kein Ende sein wird, auf dessen Schultern Machtfülle ruht. Es ist Gott, Allmächtiger, Herrscher, König ewigen Friedens." (Isaias)

Dieses Krippenkind „ist bestimmt zum Herrn auf dem heiligen Berge! Ihm sind die Völker zum Besitze gegeben! Mit Eisenruten kann es sie zwingen, zermalmen wie rote Töpfergeschirre." (Psalmen)

Dieses Krippenkind ist jener Große, von dem der Heilige Geist durch seine heilige Mutter gesungen: „Furchtbar ist seines Armes Macht! Himmelstürmenden Hochmut zerschmettert er! Gewaltmenschen schleudert er von ihren Blutthronen, und die Stillen aus dem Volke hebt er zur Macht empor!" (Lukas)

Von diesem Krippenkind steht geschrieben: „Entsetzlich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" (Hebräer)

Gewiß, Tyrannen können Leiber töten, Kirchen und Klöster sprengen, ganze Zeitspannen in ihre Joche zwingen, über den Geist aber und über die Ewigkeiten herrscht allein das Gotteskind von Bethlehem, dem alle Gewalt gegeben im Himmel, auf der Erde und unter der Erde!

*

Keine Furcht vor dem Hasse!

Das tiefste Wesen des Teufels ist der Haß: Haß gegen Gott, gegen alles Gottgeschaffene, vor allem gegen sich selbst.

Wild brandet heute die Titanenglut dieses satanischen Hasses auf. Wohl hat jede Zeit ihren Haß gegen Gott. Ist doch jede Sünde im letzten Grunde Gotteshaß, beginnende Feindschaft gegen Gott. Früher aber legte er sich Fesseln und Schranken an, heute rast er in unerhörter maßloser Frechheit und knirschender Wut über den Erdball dahin.

Die Gotteshasser haben sich organisiert. Sie sind zu einer gewaltigen Kriegsarmee geworden mit Generalstab und Generalkommando. Nach festen Plänen schlagen sie ihre geheimen und offenen Schlachten.

Milliarden guten Goldes werden geopfert, um das Reich Gottes zu unterminieren und zu vernichten. Unsummen von Geistes- und Gehirnkraft stehen im Frondienste dieser Luziferfreunde. Weithin leuchten bereits die schaurigen Fanale ihrer scheinbar siegreichen Offensive, die rauchenden

Worte zum Nachdenken

Das Bewußtsein, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen getan hat, setzt das Gemüt, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesem Augenblicke Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft und erwartet gelassen und getrost, was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schoß des Unendlichen und schlummert unvermerkt aus diesem Leben hinaus.

Wieland

* * *

und qualmenden Kirchen und Klöster, während riesige Leichenfelder hingeschlachteter Gottgläubigen und Priester den Höllenweg säumen, den sie gegangen sind.

Geist- und herzgleiche Kinder dieses infernalen Gotteshasses sind der Völkerhaß und der Klassenhaß. Schrecklich, jeder Beschreibung spottend, sind die Orgien, die diese Furien über die Menschheit gebracht haben und immer noch bringen.

Dennoch: „Fürchtet euch nicht!" Heute ist der Retter geboren. Ihr werdet ein Kindlein finden, das in einer Krippe liegt.

O Liebe eines Kindes, du bist zwar lichter Stern für ein leidend Mutterherz, du bist Kraft für eine Mannesbrust im schweren Kampf ums tägliche Brot. Deine taufrischen unberührten Reize, deine lichten Sternaugen können Sünde und Böses manchmal bannen, aber was willst du gegenüber diesem entfesselten Höllenorkan des Hasses gegen Gott!

Was du willst? Das Geheimnis der Bosheit durch das Geheimnis der Liebe vernichten, durch einen Himmel von Güte den giftigen Haß der Dämonen überwinden.

Also hat Gott die Welt geliebt,
Daß er den eig'nen Sohn uns gibt,
Denn als die Zeit erfüllet war —
Des heil'gen Geistes Braut gebar!
Zu Bethlehem im Stall so arm,
Da schlug sein Herz so liebewarm
Für jene Welt, die ihn verstieß,
Die — als er kam — nicht ein ihn ließ!

Ja, als er kam, wies jedes Haus
Den hohen Gast gar kalt hinaus
Für ihn war nirgends Ruh' noch Raum,
Man gönnt ihm Stall und Kripplein kaum!
Er, der als Herr der ganzen Welt
Den Erdball mit den Fingern hält.
Der in dem Himmel herrscht und thront,
Als Knecht nun tief im Elend wohnt.

Cordula Wöhler

* * *

Von fernsten Ewigkeiten her hast du Himmel und Erde und uns alle in deine Gottesliebe eingeschlossen. Deine Güte, Weisheit und Allmacht haben das Universum und die Welt der Menschen schaffend begründet, sie werden auch alles liebend vollenden.

Bethlehem mit seinen glänzenden Engeln, seinen Gloriachören, seinem trauten Stern, ist die strahlende Triumphpforte, durch die deine Liebe ihren Siegeszug durch die Jahrhunderte begonnen.

„Liebe war dein Jugendleben!
Liebe war dein erst' Gebot!
Liebe nur dein ganzes Streben,
Liebe dein Versöhnertod."

Der Tag von Josaphat, der Jüngste Tag mit seinen Myriaden durch unverdiente Barmherzigkeit geretteter Seelen, mit seinen Myriaden liebdurchglühter Heiligen, wird die jubelnde, lichtumflutete Krönung deiner ewigen, unerfaßlichen Liebe sein.

*

Nein: **„Fürchtet euch nicht!"** Heute ist der Retter geboren! Besser: Jeden Tag wird uns der Retter geboren. Denn jede heilige Wandlung ist heilige Weihnacht, jede hochheilige Hostie ist das Kindlein von Bethlehem in der Krippe, ist das königliche Unterpfand des ewigen Sieges der Wahrheit, der Allmacht und der Liebe!

* * *

Du handelst unrecht, wenn du nur in den flüchtigen Stunden der Festzeit milden Regungen dein Herz öffnest und, ehe noch die Kerzen am Christbaume ganz verzehrt sind, wieder der Alte wirst: von Selbstsucht befangen, offen für Neid, Haß und unreine Empfindungen.

Der Christtag soll ein Tag der Versöhnung sein. Hast du jemand, dem du zürnest, so biete ihm, bevor der heilige Abend dämmert, die Hand und sprich: „Vergib mir, wie ich auch dir vergebe!" Und wohnt in dir sonst ein häßlicher Gedanke, so weise ihn aus dem Herzen, dann wird das Christkind in dir wiedergeboren werden, und der Weiheduft der Liebe wird dich ins neue Jahr hinüber begleiten.

O. von Leixner

St. Florian

Von Fanny Wibmer-Pedit

Die Isel schäumt und donnert durch ihr zerklüftetes Bett, wirft milchweißen Gischt über sich. Die hölzerne Brücke schwankt unter dem federnden Tritt eines festen Ganges. . . . Ist ein gut aussehender Herr im Bergsteigergewand, einer dem das Wandern nicht schwer ankommt. Aufwärts strebt er, gegen die Weiler von Obenfeld, zur linken Iseltalerseiten hin.

Er schaut die Gehöfte ab, die braunen Holzhäuser, in deren Fensterlein sich die Junisonne glitzernd spiegelt und lustige Signallichter ins Tal funkt. Die Wiesen stehen in Blüte. Schlehdorn und wilde Kirschen streuen ihre letzten Flocken auf den steinigen Weg herein. Ein Bergfink äugt kecklich den Fußgänger an und pfeift ihm ein übermütiges Spottliedl nach. Von der Peischlacherhöhe bläst der Glocknerwind eine Brust voll Keesluft herab, daß man schöpfen muß, ob man will oder nicht, — aber man will wohl.

Es ist eine Lust zu wandern!

Ei ja, dort das Gütlein muß es sein, wie man ihn gewiesen, dort liegt der kostbare Schatz zu heben, nachdem er ausgegangen ist. Ob er ein Glück hat?

Sie sagen nein, nun, man wird ja sehen, die letzten Jahre her rinnt jedem Bauern das Wasser in den Mund. Und der da droben, wird es dem anders ergehen?

Die Lage ist herrlich, aber von der lebt kein Bauer.

Was ist das für ein Völklein, das seine Hütten überall in das wundervollste Plätzlein hineinstellt, das dieser ärmsten Bauernart immer noch irgendwie eine geheimnisvolle künstlerische Glorie verleiht? Diese Schindeldächer, wie arm atmende Flächen sind sie, nirgends die steile Berghalde störend, mit den Fichten und Lärchen am Wegsaum, mit den Stauden am Rain, scheinen sie mit der Erde gewachsen zu sein. Die gürtenden Sölderlein, mit Schnitzwerk und Blumenschmuck die Lieblichkeit steigernd und ebener Erde auf langen Heimgartbänken, zwischen der rosig leuchtenden Schnittfläche geschichteter Kentscheiter stehen reihweis frischgescheuerte hölzerne Milchschüsseln in der Sonne zum Trocknen, wie goldene Ostergrabkugeln leuchten sie dem Beschauer entgegen.

Im kleinen Bauerngartl blühen hohe Kamillenbuschen und flattert buntes Windelzeug.

Und den Grundton zu all dem Schönen, Lieben gibt der tiefblaue Himmel im satten Widerschein, wie ihn die Berge auf ihren Schultern tragen.

Was ist das für ein Völklein, das in Armutei so viel Sinn für Schönheit und Anmut hat, wo alles irgendwie in die Höhe strebt, nichts sich in der Niederung breitet, um mählich zu versiegen und zu versinken?

Dies muß ein Geheimnis sein, ein tiefliegendes Geheimnis.

Am Stubenfenster des Bauerngütleins, das von dem Fremden schon weit drunten beguckt worden ist, steht ein scharfblikkender Bub.

„A Fremder!" kehrt er sich rasch zum Vater um, der auch in der Stube sitzt bei einer Bastlerei. Die Feldarbeit ist eine halbe Woche voraus getan und überdies ist heute Heiligenblutstagabend, den man gern als halben Feiertag gelten läßt und an dem man nur mehr leichte Arbeit verrichtet.

Die Bäuerin geht zum Buben her ans Fenster und läßt die Wiege allein schaukeln, das Kindl schlaft schon. „Ja, a Fremder, etwa gar schon ein Sommergast heuer?"

„Ob ein Sommergast oder nit, bei uns mag er ruhig vorbeigeh'n", tut der Bauer abweisig. Sein Weib sagt nichts mehr, aber heimlich vor ihm hat sie die Kinderkammer schon ein wenig hergerichtet, wie es halt geht, kaufen und neu einstellen kann man wohl nichts.

„Schaut nichts heraus bei dem Gehudle und Gediene", redet der Bauer mehr zu sich selber. „Es sein aber halt doch ein paar Kreuzer gewesen, Vater, meint sie einwenden zu müssen.

„Ein paar Kreuzer sein es wohl gewesen, da hast du recht, die haben wir im Herbst dann zum Doktor tragen müssen, weil du doppelte Arbeit gehabt hast im Sommer, der uns so leicht stark genug ist und weil die Kinder die Wochen durch im feuchten Gaden draußen haben schlafen müssen, und man ist hundsmüde von der Feldarbeit heimgekommen, hat man müssen in der heißen Kuchl essen, weil die Herrschaft in der kühlen Stuben gesessen hat."

Wir hätten ja a wohl herinnen essen können."

„Ja, das schon, aber i laß mir nit gern ins Plentenmaul

schaug'n und mag es nit, daß ihnen die Kinder die guten Bissen vom Löffel abergluſten. Allweil hat man müssen, müssen. Wir wollen es lieber anders zwingen, mit jedem Stündl Zeit wollen wir geizen. „Gebet, Arbeit und Schlaf Wiese, Acker und Schaf, ist ihm die Mühe gleich süß wie sauer, erhalt's und gewandt in Ehren den Bauer." So hat mein Vater selig allweil gesagt, dabei bleib i, möcht auch haben, daß meine Kinder dabei bleiben. Wir **wollen**, das ist ein Wort, das gibt dem härtesten Leben eine Freud, wir **müssen**, das ist eine Fron."

„Der Fremde geht zu uns einer!" sagt der Bub am Fenster, sagt es fast so abweisig wie vorerst sein Vater, der Bub hat seine Ohren im Haus, und nur seine Augen außer Haus gehabt.

In der Labe draußen geht ein Schritt, ein leichter, ausgerastster Schritt.

Schon klopft es an die Stubentür.

„Ja, ja, nur einer, der Herr." — „Grüß Gott!" — „A so viel!" „Danke, da ist's kühl und gut." Des Fremden Augen schweifen. Er ist in mittleren Jahren, außen und innen gut erhalten, freundlich und bieder vom Hersehen. Vom Bauer fallt etwas Mißtrauen ab, wennschon er den schweifenden Blick bemerkt hat. „Und wie geht es immer?"

„Mein lieber Herr, wenn ihr in unserer Welt hauset, dann wißt ihr wohl, wie es einem Bergbäuerl geht, — oder wißt ihr am Ende doch kein Wörtl davon?"

„Nein, Bauer, davon wissen wir alle und möchten euch gern helfen."

Der Blick schweift wieder herum, hat sich an das Stubendüster nun schon gewöhnt und bleibt in der Ecke drüben haften.

Das Jahr,

das heut den Schleier hebt

**Am Jahresanfang fragst du zag,
Was dir das Jahr wohl bringen mag,
Und was der dunkle Schoß der Zeit
Für dich, o Mensch, hält still bereit.
Bedenk, damit es wohlgerät,
Daß man das erntet, was man sät.
Leer bleibt im Herbste Herz und Hand,
Wenn schlechtes Korn zur Saat verwandt.
Bereite deinen Acker gut!
Den Samen gib in Gottes Hut!
Teil Güte, Frohsinn, Liebe aus,
Dann strömt das gleiche dir ins Haus.
Hab offne Hand und offnen Blick,
Ertrag mit Freuden dein Geschick, —
Das Jahr, das heut die Schleier hebt,
Hast du dann nicht umsonst gelebt!**

Der Bauer sieht es und sagt gelassen: „Helfen müssen wir uns selber."

„Tut euch wohl auch schwer genug, kann mir's denken, Rückstand mit Zinsen und wie das Elend alles heißt."

„Ja, auch ein bißl." Der Bauer schnauft. „Aber es muß wohl gehen, es wird. Wir Bergler kleben noch alleweil, im Tal, in den Großdörfern drunten sein die Größten schon abgerutscht. Wir haben kein Wirtshaus und kein' Kramer, wir saufen Milch statt Kaffee mit dem brennteuren Zukker. Wir haben zum billigen Juden viel zu weit zu laufen, halten noch Schaf und spinnen unsere Wolle. Wir Notbäuerlein haben nie ein' Kredit kriegt, ist unser Glück gewesen, so schinden uns die Zinsen noch eine Weil' nit zu Tode und unsere Wiesen mahnen wir selber und drischeln selber unser Korn aus."

„Geht da nicht gar viel Zeit darauf?"

„Zeit? Na ja, was ich in die Hand krieg, Geld wie Zeit, muß kreisen wie das Blut, darf nit stille steh'n, also verbrauchen wir die Zeit."

„Wenn man grad das Vieh ein bißl besser verkaufen könnt, dann ging es wohl auch wieder aufwärts," sagt die Bäuerin und wickelt ihr Kind um, das vom Schlaf aufgewacht ist. Der Mann foppt ihr gar zu viel, so müßt man ja noch meinen, es geht ihnen weiß wie gut.

„Ja!" lenkt der Bauer ein, „man brauchet wohl das und dies und muß es oft bitter missen, wo nichts ist hat gar der Kaiser das Recht verloren."

Des Fremden Augen haben

nun Ruhe gefunden, dort im Winkel, aber eine seltsame Gier steigt in ihnen auf, wie ein Gütlein so heiß.

„Woher habt ihr den Florian, Bauer?"

Der Bauer ist ganz verbohrt in sein Machelwerk. „Woher? Daß Gott derbarm, das ist hart zu sagen, mein Vater Vaters-Vater hat schon drum gewußt."

„Altes Stückl."

„Ja, älter, wie wir all' zusammen da."

„Hm, ein recht nettes Stückl."

„Ja, Herr, freilich ein nettes Stückl, sein schon viel Leut' um das Stückl herum gestanden."

„Was geboten auch?" — „Ja, was geboten auch."

„Nit wenig geboten!" redet das Weib wieder drein. Wenn heut' dem alten Hausrat die Schicksalsstunde schlagen tät, billig hergeben, dafür ist sie auch nicht, aus aller Sorge wären sie, aber das tut ihr Bauer nit, der hängt sein Herz daran. Sie könnten sich wohl einen billigen schnitzen lassen, wegen dem bleibt der St. Florian immer der gleiche.

„Möchtet ihr ihn mir nicht einmal näher zeigen, herunterheben, ich bitte."

Ungern tut er's, langsam umständlich, schweigsam, daß er innerlich in Ängsten und Ärger bangt, sieht man ihm nicht an.

„So, wenn es euch schon so Freud' macht, schaut ihn euch halt an."

„O, das Figürl gefällt mir gut."

„Ist nit so viel dran, wie die Leut tun," sagt der Bauer. Sein Weib schaut, kann den Mann nicht begreifen, was der heut' wieder einmal hat, lügt sich selber in den Sack.

„Nit viel dran?" Der Fremde lacht, er kennt den Fuchs, der will einfach nicht anbeißen, aber nur nicht herein fallen drauf. Er ist ja nicht gekommen, das herrliche Stück herabzudrücken, er will diesen Florian einfach haben, besitzen, um jeden Preis, wenn es anders nicht geht.

„500 Schilling geb ich, schlagt ein!"

Der Bauer bleibt stumm und schaut die über ein halb Meter hohe Holzstatue an. Einmal mag dies liebe Heiligtum wo anders gestanden sein.

Der Heilige ist beharnischt, tragt Arm-Beinschienen, ganz in Wehr nach vornehmer Ritterart, ist aber ohne Helm. Das lächelnde, sinnende Gesicht von den gotischen Haarschnecken umrahmt. Die Hand, die das Wasserschefelchen hält, ist leer, weil dem Stötzlein der Henkel fehlt, die andere Hand neigt das Gefäß ein wenig, um das Wasser auf die brennende Burg zu gießen, die zu seinen Füßen steht.

Ja, eine Burg mit Turm, Vorwerk und Zinnen. Wo wird der Schutzpatron gestanden sein, in einer Burgkapelle, in der Mauernische eines Pallas? Wie ist er in diese arme Bauernstube gekommen, heimatberechtigt wohl in die zweihundert Jahre schon?

Die ebenmäßig jugendliche Gestalt hat den rechten Fuß ein wenig zurückgestellt, die linke Schulter etwas erhoben, die vornehm gehaltene Gebärde des gotischen Stils, ein Prachtstücklein für den Liebhaber.

„Ich geb' einen schönen Grödner Florian dazu", sagt der Fremde, will des Bauern eisiges Schweigen brechen. „So redet doch was!"

„Was gebt ihr noch dazu?" spöttelt der. „Ja, Herrschaft noch einmal, geb' ich euch halt 1000 Schilling!"

„Das ist die Skulptur noch immer unter Brüdern wert", rechnet er bei sich selber und er ist ja nicht gekommen, die Leute zu drücken.

„Ist mir nit feil." Ein schwerer Schnaufer geht durch die Stube.

„Ja, Sepp, nit einmal die Feuerassekuranz derzahlen wir, und sein schon zweimal gefordert worden!" mahnt das Weib verzagt.

* * *

Flucht...

Weiter, weiter. Drüben schreit ein Kind.
Laß es liegen, es ist halb zerrissen.
Häuser schwanken müde wie Kulissen
durch den Wind.

Irgend jemand legt mir seine Hand
in die meine, zieht mich fort und zittert.
Sein Gesicht ist wie Papier zerknittert;
unbekannt.

Ob du auch so um dein Leben bangst?
Alles andere ist schon fortgegeben.
Ach, ich habe nichts mehr, kaum ein Leben,
nur noch Angst.

Dagmar Nick

„Bei unserm St. Florian hat's keine Not!"

„Bauer, seid doch gescheit, ein Grödner schützt euch gleich gut wie der!"

„Meint ihr? — Bauern aber sein dumm gescholten worden, so lange die Welt steht."

„Ich geb noch 500 Schilling drauf!"

„Ich mag nicht, — und ich kann a nit!" Gequält kommt das Wehren von seinen Lippen. Die Bäuerin nimmt ihr Jüngstes auf den Arm und geht still traurig aus der Stube, draußen rennen noch Kinder über die Labe, sie heißt sie stille sein, bald verlaufen sie sich draußen auf dem Anger. Der älteste Bub aber sitzt wie geleimt auf der Bank und laßt von seinem Vater kein Aug mehr ab.

Na weiter, wenn sie den Florian hergeben müssen, der Florian ist der erste Heilige gewesen, mit dem sein junges Kindsein Freundschaft geschlossen hat. Und morgen, morgen am heiligen Blutstag tragen ihn die vier Floriantrager in ihrer alten Tracht durch die Felder, gleich hinter der Himmelsmutter in der Gefolgschaft unseres Herrn.

Der Bauer hebt den St. Florian wieder in sein Stubeneck hinauf.

Der Fremde Herr geht auf und ab, wird blaß und rot vor Erregung.

Der Valtbub schreckt auf. „2000 Schilling!" schreit der Herr den Vater an.

„Warum tut ihr mich so peinigen? Ihr habt das Geld, seid reich, wir sein arm. — Aber den Florian geb ich nit her, der Florian ist nit mein alleine, ist denen schon, die hinter meiner nachkommen. Der Florian gehört zum Haus seit Menschengedenken, mein Vater hat mir gesagt, laß ihn dir nicht abschwatzen, wir werden besteh'n, so lang der Florian dasteht, um das Geld geht's dir eine kurze Weile gut, um den Florian geht's dir im Leben lang nie ganz letz."

„Aber so denkt doch darüber nach, nicht einmal die Feuerassekuranz könnt ihr zahlen, das ist ein Leichtsinn!"

„Behüt uns halt der Himmel und St. Florian, die lassen uns nit zuschanden kommen!"

„Ist das euer letztes Wort?"

„Mein letztes, Herr — und schont mich ein bißl, bin ja nicht von Eisen."

Da geht die Stubentür auf, die Bäuerin kommt wieder herein, hat verweinte Augen, setzt sich auf die Fensterbank hin, faltet die Hand im Schoß und schaut hinauf ins Eck, wo der alte Hausheilige steht.

„In Gottes Namen, es wird wohl so recht sein", sagte sie ergeben.

Der Fremde steht auf, er ist mehr erschüttert wie erzürnt, nimmt aus seiner Geldtasche etwas heraus.

„Liebe Leute, seid mir nicht bös, ich habe schon viel reden gehört von eurem Florian, aber ich kann's nun verstehen, warum ihr ihn nicht hergebt, hergeben könnt. Das da aber nehmt für die Assekuranz, man soll nicht gar zu vermessen sein und sich nur auf Gott und seine Heiligen alleine verlassen."

Er legte eine Geldnote hin.

„Ja, mein lieber Herr, das können wir doch nit annehmen!" ist der Bauer ganz erschrocken, aber die Bäuerin steht schnell auf, lauter Freudigkeit ist auf ihrem Gesicht. „Ich hab was für den Herrn, das Tuch, weißt, Sepp, das Tuch, das die Verwalterin alleweil haben will, ich hol's schnell!"

Gleich ist sie wieder da und breitet ein schönes, buntes, gewirktes Bauerntuch über den Tisch her, alte Hausindustrie, unter Liebhabern ist es fast das Geld wert, das der Herr hingelegt hat. Wie ist sie froh, darum etwas zu geben haben. Und der Fremde dankt, ob sie's auch wehren, er hat eine Freude daran. Die Bäuerin aber rennt noch einmal stubenaus und kommt mit einer Schüssel voll rahmiger Milch, bittet ums Brotabschneiden. Er ist ein Helfer in der Not und darf das Gastrecht nicht zurückweisen.

Zufrieden und dankbar schauen sie ihm nach, wie er unterm Haus hergeht und zurückwinkt. Ehvor er das Gehöft ganz aus den Augen verliert, kehrt er sich noch einmal. Es geht schon gegen Mittag zu, die Sonne steht hoch am Himmel und goldet über das ganze Berggelände her.

Jetzt erkennt er das tiefe Geheimnis dieses der Kunst und Schönheit verbundenen Völkleins. Es ist der tiefe Gottesglauben, es ist jenes geflügelte Wort vom frommen Land, das sich im Herzen eines Volkes bewahrheitet, das sich selber treu geblieben ist.

Er hat den Florian nicht bekommen, er wird ihn nun nicht auf dem alten Schrank in der Halle seines Landhauses aufstellen können.

St. Florian wird morgen, am heiligen Blutstag, von vier Jungbauern, in schöner Altvätertracht gewandet, durch die Felder dieser weltfernen Bergweiler getragen werden in der Gefolgschaft unseres Herrn.

Und nun ist der Fremde selber froh, daß es so ist — und daß es so bleiben wird.

Der Prediger mit Humor

Die geheimnisvollen Drei

Aus Abraham a Sancta Claras Predigten aus der Zeit vor dem Türkenjahr in Wien (1674).

In dem Allmächtigen Gott, in göttlicher Schrift, in der Schriftausleger ihrer Feder hat sich allemal finden lassen die dritte Zahl voller Geheimnis, also daß nach der Heiligsten Dreifaltigkeit, nach den drei göttlichen Personen im Himmel auch viel unterschiedliche **Dreie** gute und böse, angetroffen werden in der Welt, wie dann mit solchen Dreien die Bücher, die Sprichwörter, die gemeine tägliche Rede und Wandl voll zu sehen:

Drei **W** sind der Welt die allerstärksten: Weib, Wein und Wahrheit.

Drei **Z** sind gemeiniglich beieinander anzutreffen: Zecher, Zanker und Zungenschmied.

Drei **G** sind die angenehmsten in der Welt: Glück, Geld, guter Namen.

Drei **T** sind der Menschen größte Feind und Widersacher: Teufel, Tod, Trübsal.

Drei **K** sind die größten Lügner in der Welt: Kalendermacher, Kramerweiber und krumpe Bettler.

Drei **Anten** (Enten) sind, an denen weder Fleisch noch Haut ist: Bachanten, Faganten, Rebellanten.

Drei **Schneider** sind, die würdig, daß man ihnen die Ohren schnitte, die sind: Die Aufschneider, Ehrabschneider und Beutelschneider.

Drei **Leit** (Leut) sind, die lieber nehmen als geben: Edelleut, Kriegsleut und Bettelleut.

Drei **Mut** sind, welche auch Gott zuläßt und erfreut sich, wann die Menschen einen guten Mut haben: Armut, Demut, Sanftmut.

Drei **Nuß** sind, die da die Menschen hart aufbeißen: Kummernus, Betrübnus, Gefängnus.

Drei **Los** sind, und übel ist es, wann diese los auf einen gehen, die sind: Ehrlos, gottlos, treulos.

Drei **Heit** (Häute), aus denen kein gutes Leder zu hoffen: Trägheit, Geilheit, Vollheit.

Drei **Samen** sind, auf denen ein ewiger Namen wachst, das ist: Tugendsam, arbeitssam, friedsam.

Drei **Seligkeiten** sind, die nit im Himmel gefunden werden: Mühseligkeit, Armseligkeit, Feindseligkeit.

Der bittere Ehestand

Der heilige und große Lehrer Hieronymus will, daß durch diese drei Schenkungen (Gold, Weihrauch und Myrrhen der drei Könige) verstanden werden die drei Stände in der römisch-katholischen Kirche, als nämlich durch das Gold der Jungfrauenstand, durch den Weihrauch der Wittibstand, durch die Myrrhen der Ehestand. Ist der Ehestand denn ein Myrrhen? Mein, kiffle (zerbeiße) mir einer ein wenig Myrrhen mit den Zähnen, pfui Deixel, wie bitter! So bitter ist der Ehestand . . . Ist nit eine Hölle im Haus,

wenn man hören muß:

Sagt er ja, so sprich ich nein,
Will er aus, so will ich ein,
Will er Bier, so will ich Wein,
Will er dies, so will ich das,
Singt er den Alt, so brumm ich den Baß,
Will er Heu, so will ich Gras,
Steht er auf, so sitz ich nieder,
Schlagt er mich, so schlag ich wieder,
Will er dies, so bin ich zuwider,
Greift er zum Degen, so nimm ich Pistolen,
Versagt er mir das Feuer, so wirf ich mit Kohlen,
Wirft er mit Erd, so wirf ich mit Schrollen . . . .
Ey, daß Gott im Himmel erbarm!

Die einen klagten,
Die andern fragten,
Die dritten sagten:
Ich will!
Die ersten starben,
Die zweiten verdarben,
Die dritten erwarben
Das Ziel!

Die Mutter vom Guten Rate

von Joseph Lukas P.S.M.

Einer aus den Ehrentiteln der lauretanischen Litanei preist Maria als die Mutter vom guten Rate. Sie soll uns helfen und raten, wo unsere eigene Kraft versagt. Wenn Menschenweisheit ringsum die Wege verbaut sieht, und wir wie verirrte Kinder hilflos dastehen, dürfen wir uns an die Mutter wenden, deren mächtige Leitung dann eigentlich erst beginnt. Guter Rat tut uns oft genug bitter not. Und weil wir in der Angst uns selbst an einen Strohhalm klammern, greifen wir nicht selten nach der Hand derer, die keinen Beruf zum Ratgeber haben. Und dann kommt es so leicht, wie das alte Wort sagt: „Wenn der Blinde den Blinden führen will, stürzen beide in die Grube.“ Mit Recht stellt daher die heilige Schrift folgende Warnungstafel auf: „Dein Ratgeber sei einer aus Tausenden.“ Bedenkt man, wieviel Böses und Gutes auf der Welt getan wird oder ungeschehen bleibt, je nach dem Einfluß fremder Einsprechung; sieht man, daß Himmel und Hölle in letzter Linie die Auswirkungen eines guten oder eines schlechten Rates sind, dann versteht man, wie wichtig es ist, einen guten Ratgeber an der Seite zu haben.

Wer andern raten will, muß selbst ein volles Verständnis für die Sache haben, in der er Rat erteilen soll. Stümper haben noch immer die Menschheit irre geleitet. Und es ist gefährlich auf stürmischer See in einem Fahrzeug zu sitzen, das von einem Steuermann geleitet wird, der weder Weg noch Steg kennt, sondern aufs Geradewohl ins Dunkle hinaussegelt.

Ein guter Ratgeber muß überdies ein gehöriges Maß von Mitleid und Erbarmen, von verstehender und verzeihender Liebe zum Hilfesuchenden besitzen. Denn sonst wird er sich nicht abmühen, die richtigen Wege zu suchen, und nicht die notwendige Geduld besitzen, um nach kleinen Fehlschlägen dem Irrenden immer wieder von neuem die Führerhand zu reichen.

Sind bei unserer himmlischen Mutter nun die von einer guten Ratgeberin verlangten Eigenschaften vorhanden? Versteht sie etwas vom Leben, von den Ängsten und Nöten und Sorgen eines geplagten und abgehetzten Menschenkindes? Die Frage stellen heißt sie beantworten. Maria lebte ja nicht irgendwo in den Schluchten des Libanon als Einsiedlerin, sondern mitten unter Stammesgenossen. Durch Herkunft und Erziehung gehörte sie zu den höheren Kreisen, durch Beruf und Heirat aber dem Arbeiterstande an. Sie hat also Einblick in alle gesellschaftlichen Stände bekommen.

Und sie ging zum Heiland selbst in die Schule. Er ist ja der beste Lehrer, und wer wahre Lebenskunst lernen will, muß auf ihn hören. Fast könnte es scheinen, als hätte er bei seiner Mutter die erste Lehrprobe halten wollen, um zu sehen, was er von seinen Schülern und Schülerinnen der späteren Zeiten verlangen dürfe. Die Mutter mußte sich erst bewähren, um durch ihr Beispiel den Kindern zu zeigen, wie wahre Jünger Jesu denken, reden und handeln.

Nie wird ein anderer Mensch durch eine solch harte Lebensschule gehen müssen wie Maria mit ihrem Sohne. Wie schwer wird sie wohl an dem Verdacht der außerehelichen Mutterschaft getragen haben! Denn sie ahnte ganz gewiß, mit welchen Befürchtungen sich ihr teurer Gemahl abhärmte, und daß er sie schließlich mit milder Schonung heimlich entlassen wollte. Aber sie überließ es Gott, ihre Ehre zu retten. Ihr gottmenschliches Kind mußte sie gebären in einer armen, schmutzigen Felsenhöhle, fern der Heimat, fern allen Bequemlichkeiten ihres häuslichen Heims. Und dann der nächtliche Befehl zur Flucht nach Ägypten, die lange, mühsame Reise, das opfervolle Sicheinleben in neue Verhältnisse und Lebensgewohnheiten.

Und wer wollte die Unsumme von Kummer und Sorgen während der öffentlichen Lehrtätigkeit ihres Sohnes ermessen! Drei lange Jahre waren es, und jeder Tag drohte, ihr neues schweres Leid zu bringen. Wohl hörte sie von wunderbaren Erfolgen; aber sie vernahm auch ebenso von dem langsam aufkeimenden Haß der Pharisäer, die ihren Jesus auf Schritt und Tritt belauerten und verfolgten. Und jede Verleumdung, jedes bittere Wort, das ihn traf, jede tückische Verdächtigung, die man gegen ihn schleuderte,

fand schmerzlichen Widerhall in ihrem zartfühlenden mütterlichen Herzen. Es waren Jahre schleichender Angst, weil düster und unheilverkündend das Kreuz von Kalvaria seine Schatten darauf warf. Und wo hat je ein Mensch gelebt, der auch nur ein Körnchen von dem litt, was sie während der Leidenswoche erduldete! Riesengroß, und gewaltig brauste der Schmerz über sie dahin, und nur die Königin der Martyrer war fähig, diesen Ansturm auszuhalten, ohne zu murren und zusammenzubrechen.

Schon rein menschlich betrachtet, muß Maria also über ein ungemein reiches Maß von Erfahrung verfügen. Wenn es wahr ist, daß die tiefsten und reifsten Menschen jene sind, die unter dem Kreuze gingen, daß die wahrhaft Wissenden und Mitfühlenden erst aus dem bitteren Kelch der Leiden trinken mußten, dann können wir daraus schließen, wie sehr unsere Mutter zur Ratgeberin befähigt ist. Sie ist ja nicht mit verbundenen Augen durchs Leben gegangen, sie hat sich nicht willenlos stoßen und drängen lassen, hat nicht mit gleichgültiger Ruhe alles wie etwas Unabwendbares hingenommen, sondern mit der ganzen großen Kraft ihres Willens durchlebt. Als Edelmensch im wahrsten Sinne hat sie alles tiefer und klarer empfunden als irgendein anderer, und sie weiß genau, welchen Sinn Armut, Verspottung, Verfolgung, Verleumdung, Not und Verlassenheit haben.

Aber ihre eigene Erfahrung ist eigentlich noch das wenigste. Viel mehr gilt uns, daß sie die Mutter des Heilandes ist, der Sitz der Weisheit, die nächste am Throne des Herrn, und als solche die Pläne und Absichten Gottes so weit



erkennen darf, wie es nur irgendeinem geschaffenen Wesen gestattet ist. Die Wurzeln ihrer Weisheit schöpfen ja nicht wie bei uns aus dem dürren Boden lückenhafter irdischer Erfahrungen, sondern liegen nach einem schönen Worte des Psalmisten „auf den heiligen Höhen, wo Gott wohnt."

Unsere Mutter kennt also unsere Anliegen, unsere Sorgen, unsern Kummer ganz genau, besser als wir sie selber kennen. Und sie wird alles nach seiner wahren Bedeutung und Größe bewerten. Wir schauen unsere Not ja nur zu oft durch die gefärbte Brille der Selbstsucht und das Vergrößerungsglas der Empfindlichkeit und Einbildung, wir lassen sie wachsen durch kraftloses Ungehenlassen und müdes Dahinschleppen. Maria aber ist frei von jeder Schwäche, sie beurteilt alles so, wie es wirklich ist. Und manche scheinbare Nichterhörung mag vielleicht daher kommen, daß unsere Anliegen und unser Kummer nur Träume waren, denen keine Wirklichkeit entsprach.

Daß Maria ein gütiges Herz für uns hat und uns nicht zurückweisen wird, wenn wir, von wirklicher Not gequält, zu ihr eilen, ist selbstverständlich. Sie ist doch die Mutter. Und wo wäre denn eine Mutter in der Welt, deren Herz nicht weich und gütig würde, sobald sie ihr Kind in Not und Pein sieht! Und hätte es sie auch tausendmal betrübt, hätte es in schwarzem Undank von ihrem Mutterherzen sich losgerissen, sie würde durch die halbe Welt wandern, sobald von irgendwo der Angstruf ihres Kindes zu ihr dränge.

Maria ist also zur Beraterin und Helferin befähigt, wie kein anderes Geschöpf. Aber in welcher Weise gelangen wir denn zur Kenntnis ihres Rates? Am einfachsten jedenfalls dadurch, daß sie uns hilft und damit die Sorgen uns abnimmt. Das ist ja immer der beste Rat. Um Mittel und Wege ist die Mutter vom guten Rate sicher nicht verlegen, sobald sie uns erhören will. Sie kann von Gott ein Wunder erlangen. Die Geschichte von Lourdes bietet den besten Beweis dafür, daß ihre Macht über das Herz Gottes nicht geringer geworden ist. Aber das Wunder bleibt immerhin eine Ausnahme. Denn sollte bei allen

wichtigen Anliegen — und schließlich glaubt jeder, das seinige sei am wichtigsten — ein Wunder von Gott gewirkt werden, so würden sie zahlreich wie die Steine auf der Straße. Nach Gottes Absicht aber sollen sie etwas Außerordentliches und Stauenerregendes, ungewöhnliche Zeugen von seiner Allmacht und Güte sein.

Wo die natürlichen Mittel ausreichen, uns zu helfen, wird unsere himmlische Mutter nicht zu übernatürlichen greifen. Oder hast du es nicht selber schon erfahren, daß es beim Beten plötzlich wie eine Erleuchtung über dich kam und du ganz klar sahest, wo dir vorhin alles wie ein unentwirrbares Knäuel vorkam? Wo du in dichte Finsternis gehüllt zu sein schienst, und das Dickicht der Ratlosigkeit den Ausweg versperrte, lag auf einmal alles frei und offen wie im hellsten Tageslicht. Und du fühltest tief in deinem Herzen die sichere Gewißheit, daß du diesen und keinen andern Weg gehen dürftest. Ahntest du nicht die leise, aber mächtig waltende Hand der Mutter vom guten Rate?

Und sie war es auch, die in deine Brust den unwiderstehlichen Drang legte, zu diesem oder jenem Menschen zu gehen, um dir Rat zu holen, und dir eher keine Ruhe ließ, bis du nachgegeben hattest. Vielleicht führte sie auch, ohne daß du etwas dazu tatest, irgendeinen guten Menschen auf deinem Lebensweg dir entgegen, der nach ihrem Willen dir Führer und Berater sein konnte. Er sollte dir denWillen der Mutter offenbaren. Zuweilen war es auch irgendein Wort oder ein Satz aus einer Predigt, irgendwelche Stelle aus einem Buche, das zufällig gesprochene Wort eines Bekannten, die blitzhell in deine Seele hineinleuchteten und dir ungeahnten Aufschluß in einer drückenden Not baben.

Oft vielleicht dünkte es dir, als wachse ein Berg von Schwierigkeiten vor dir auf, um dir die Aussicht auf den Himmel zu versperren. Du wußtest nicht mehr wo ein und wo aus. Da war es, wie wenn die starren Felsblöcke von einer barmherzigen Hand beiseite geschoben würden, damit du frei und ungehindert deinen Weg weitergingest. Es war die Mutter vom guten Rate, die ihrem treuen Kinde nach Mutterart eine frohe Überraschung bereiten wollte.

Vielleicht hast du, mein liebes Marienkind, jetzt schon längst gedacht, daß du leider auf das Loblied auf die Mutter vom guten Rate nicht einstimmen könntest, weil sie dich schon oft im Stich gelassen habe.

Ja, es ist wahr, viele schon haben ihre Hände scheinbar vergebens zur Mutter emporgehoben und ihre flehentlichen Bitten umsonst zu ihr hinaufgeschickt. Ihr großes Vertrauen schien schlecht

Hymne an den Heiligen Geist

O Feuer des Tröstergeistes,
du Leben des Lebens aller Kreatur!
Heilig bist du,
weil du die Wesen lebendig machst;
Heilig bist du,
weil du die gefährlich Zerbrochenen salbst;
Heilig bist du,
weil du Wunden reinigst!
O Atem der Heiligkeit! O Feuer der Liebe!
O reinste Quelle, an der man sehen kann,
wie Gott die Abtrünnigen sammelt
und die Verlorenen aufsucht.
O Panzer des Lebens,
du Hoffnung der Verbindung aller Glieder,
O Gürtel der Ehre, bewahre uns.
O gewaltigster Gang, der alles durchdrungen hat in den
Höhen und auf Erden und allen Abgründen,
du sammelst und vereinigst alle.
Auch erhebst du immer die Unterwiesenen,
die durch die Einhauchung der Weisheit
froh gemacht sind.
Darum sollst du gepriesen sein,
der du der Klang des Lobes und die Wonne
des Lebens bist, die mächtige Hoffnung und
Ehre, welche da spendet die Gabe des Lichts.

Hildegard von Bingen

* * *

belohnt, und Kleinmut und Verzagtheit wollten sich auf leisen Sohlen in ihr Herz schleichen.

Auch der glühendste Verehrer Marias kann in diese Lage versetzt werden. Aber dürfen wir deshalb der Mutter das Vertrauen kündigen, ihr Dienst und Gefolgschaft auffsagen? Oder gar, wie heißblütige Südländer es tun, ihr mit der Waffe in der Faust drohen? Keineswegs. Denn nie ist es vorgekommen, daß Maria eine rechte Bitte unerhört ließ. Vielleicht haben wir nicht gut gebetet. Denn zu einem ordentlichen Gebet gehört viel. Und keiner von uns darf sagen, daß sein Gebet wirklich frei von Fehlern war. Wie können wir beim Beten manchmal so ungeduldig sein, weil wir glauben, die Muttergottes müßte sich helfend zu uns herabneigen, sobald wir nur mal einige Ave Maria schlecht und recht zusammen gebracht haben! Verlangt sie aber von uns ein Opfer, ein richtiges Opfer, das uns vom blutenden Herzen losgerissen werden muß, dann fangen wir bald an zu stöhnen und zu seufzen und abzuwägen, ob wir wirklich zu einer solchen Leistung verpflichtet seien.

Wir leben uns so gern in den Gedanken ein, Maria müsse uns die Wege führen, die uns zusagen. Und tut sie es nicht, weil sie voraussieht, daß es hier zur Hölle geht, so wollen wir untröstlich sein und ihr die Freundschaft kündigen. Laß dich lieber ganz von der Mutterhand führen, mein liebes Marienkind, dann bist du viel sicherer, als wenn Eigenwille dich leitet. Habe von deiner ganzen Weisheit eine ganz geringe, von der Weisheit der Mutter aber eine sehr hohe Meinung, und es wird dir nicht mehr so schwer fallen, dich ganz vertrauensvoll ihrer Leitung zu überlassen, mag sie dich auch Wege führen, die deiner Natur widerstreben. Denn nicht das, was wir am liebsten tun, ist immer das beste für uns, sondern viel eher das, was mit Schweiß und Blut erkauft werden muß.

Manch einer dankt es heute noch der Mutter vom guten Rate, daß sie ihn nicht erhört hat, als er händeringend vor ihr kniete und sie weinend bestürmte, seine Wünsche zu erfüllen. Wohl glaubte er, das Herz müßte ihm brechen, als er unerhört heimging, und er könnte kein rechtes Vertrauen mehr zu ihr gewinnen, wenn sie ihn jetzt im Stiche ließ. Aber das spätere Leben schon hat ihm gezeigt, daß Maria mehr auf sein Glück bedacht war als er selber in kindischem Unverstande.

Ein treues Marienkind darf sich auf den Augenblick freuen, da drüben in der Ewigkeit die Schleier vor seinen Augen weggezogen und alle Lebensrätsel gelöst werden, die ihm hienieden das Herz in verzehrender Qual fast verbrannt haben. Wie wird es sich freuen, wenn es mit einem dankbaren Blick all die verschlungenen und geheimnisvollen Pfade überschaut, auf denen die treusorgende Mutter ihr Kind zum Himmel geführt hat! Zwar waren die Wege oft steil und ungangbar, und manches Mal haben sie seine wehen Seufzer vernommen. Oft genug sind die Blicke sehnsüchtig hinübergewandert auf die schöne, breite Straße, die bequem durch blumige Auen und schattige Wälder führte. Mehr als einmal hat es heiße Tränen geweint, weil die müden Füße schmerzten und es dennoch weiter wandern mußte.

Aber nun ist es droben bei der Mutter. Dort wird alles wieder gut. Alle Wunden werden geheilt, alles Leid wird verklärt und gestillt, alle Trübsal vergessen sein auf ewig. Darum o Marienkind, stehe immer in treuer Liebe bei der Mutter. Auch wenn das Leben dunkel vor dir liegt.

Hoch über Flut und Wogen
glänzt hell der Meeresstern,
zu Hilfe kommt gezogen
die Mutter unsres Herrn.

Froh darfst du Hoffnung fassen,
wie hoch die Flut auch treibt,
wie wärst du dann verlassen,
wenn dir Maria bleibt!

Ohne Arbeit, was gewinnst du?
Ohne Einsicht, was beginnst du?
Ohne Weisheit, was vereinst du?
Ohne Würde, wie erscheinst du?
Ohne Anmut, wen erbaust du?
Ohne Demut, wem vertraust du?
Ohne Glauben, was erstrebst du?
Ohne Hoffnung, was erlebst du?
Ohne Liebe, was erringst du?
Ohne Tugend, was vollbringst du?

Nägeli

Hast du bezahlt?

Das Jahr ist zuende. Sind alle Rechnungen bezahlt? So mancher würde sich freuen, wenn er klares Buch hätte. Man hat eben nicht so viel wie man haben möchte, und somit muß manche Schuld warten.

Jeder versteht, daß er Schulden bezahlen, und jeder begreift auch, daß er Steuern begleichen muß. Da ist leider eine Steuer, mit der es viele nicht allzu genau nehmen, und das ist die Kirchensteuer. Mit dieser Schuld nimmt man es leicht. Ja, so manch einer betrachtet die Kirchensteuer überhaupt nicht als Schuld und Pflicht.

Einer zahlt nichts, weil er garnicht mehr in die Kirche geht. Der Zweite kümmert sich um keine Kirchensteuer, weil er meint, die Kirche sei jetzt schon viel zu reich. Der Dritte meint, Kirchensteuer sei nicht notwendig, da die Priester genug Geld haben. Ein Vierter sagt, die Kirchensteuer sei zu hoch. Der Fünfte schimpft, ein Pater habe ihn einmal vor zwanzig Jahren beleidigt, darum zahle er nichts. Andere wieder knurren und brummen jedesmal, wenn ein Pfennig auszugeben ist „der nichts einbringt."

Am Ende des Jahres, wenn wir Abrechnung mit allem machen – mit dem Gewissen und mit dem Gelde – wäre eine kleine Betrachtung über die Kirchensteuern wohl angebracht.

Vor allen Dingen müssen wir uns merken, daß das, was unsere Leute „Patergage" nennen, kein Priestergehalt ist. Die Leute zahlen nicht dem Priester, sie zahlen ihre Steuern an die Gemeinde. Jeder Priester steht in Geldsachen unter strenger Aufsicht seines Bischofs. Alles Geld, das er einnimmt, gehört der Kirche, nicht dem Pater. Er verwaltet dieses Geld nur, und zwar im Namen des Bischofs.

Für jeden eingenommenen Pfennig muß der Priester eine Quittung geben; die eingenommene Summe muß er in die Kirchenbücher eintragen. Von den einkassierten Geldern zieht er sich sein Jahresgehalt ab – ein Gehalt, das viel kleiner ist als der Verdienst eines achtzehn oder neunzehnjährigen Junglehrers. Das übrige Geld verwendet er für Reparaturen an Kirche, Pfarrhaus und Halle, für Heizung, Licht, Sakristei usw, usw. Wer einmal im Kirchenvorstand war, weiß, wie die Auslagen einer katholischen Pfarrgemeinde aussehen.

Wer soll nun diese Auslagen decken? Der Staat zahlt, wie wir wissen, keinen Heller zum Unterhalt unserer Kirchen. Der Pater selbst hat kaum genug zu leben. Er kann von seinem Gelde keine Kirche bauen oder frisch streichen. Die Pfarrei ist eine Gemeinschaft. Gemeinschaftlich muß deswegen auch für den Kirchenunterhalt aufgekommen werden.

Die Kirche hat ein eigenes Gesetz erlassen, das uns Katholiken genau so im Gewissen bindet, unserer Kirchenpflicht nachzukommen, wie uns die zehn Gebote Gottes binden.

Dieses Kirchengesetz wird leider zu oft vergessen. Wir betrachten es garnicht mehr als Gesetz. „Wir zahlen aus freiem Willen", meint so mancher, ohne zu merken, daß dem garnicht so ist. Nicht aus freiem Willen zahlen wir, sondern um Gottes heiligen Willen zu erfüllen. Der freie Mensch kann geben wann und wie und wieviel er will. Der Katholik ist jedoch nicht ganz so frei wie er es glaubt. Du bist nicht frei, einen Menschen zu töten oder am Leben zu lassen. Und du bist auch nicht frei, deine Kirchensteuer zu zahlen oder nicht zu zahlen. Der Kirche Gebot ist Gottes Gebot, und dieses Gesetz hat dich bezüglich der Kirchensteuer unfrei gemacht.

Die Kirchensteuer ist Gewissenspflicht. Wer sie ohne hinreichenden Grund nicht erfüllt, sündigt. Und Sünde ist ernst – machen wir uns da lieber nichts vor! Man kann Menschen betrügen, nicht aber den Herrgott.

So mancher zahlt jedes Jahr seine Kirchensteuer. Er zahlt jedoch nicht den ihm auferlegten Teil, er zahlt wie er will, das heißt weniger als von ihm erwartet wird. Wir reden hier nicht von Notfällen, die jeder versteht. Manchmal geht es einfach nicht. Gewöhnlich geht es aber doch: Wenn wir nur einmal verstehen würden, daß das Kirchengeld nicht die letzte Rechnung ist, die da zu begleichen ist; die man dem Pater auf den Tisch werfen kann

---

Wenn wir von Kindheit an gewohnt sind, unsere Umgebung zu einer freundlichen Ordnung zu gestalten, so wird auch unser Inneres diese Ordnung durch eine harmonische Stimmung der Seele abspiegeln. **E. v. Feuchtersleben**

wie man einem Hund einen Knochen zuwirft.

Die Kirchensteuer ist eine Gottesgabe, und somit etwas Religiöses. Etwas, das genau so christlich ist wie das Beten. Sie gehört nicht ans Ende unserer Rechnungen, sie gehört zu den allerwichtigsten Pflichten, die da zu erfüllen sind.

Diese Pflicht ist zu erfüllen nach den Gesetzen, die in jeder Gemeinde bestehen. Es ist ungerecht, weniger zu zahlen suchen als jeder andere gibt, und nachher die selben Ansprüche an Kirche und Priester stellen wie der treue Zahler. Niemand soll sagen, er stelle keine Ansprüche. Man kommt doch zur Kirche; erwartet doch ein geheiztes Gotteshaus; eine Sonntagspredigt; einen Chor; Sauberkeit auf dem Kirchenplatz; Priesterhilfe, wenn jemand krank wird; einen Priester, wenn getauft, getraut und beerdigt werden muß. Täte der Großteil der Gemeinde nicht seine Pflicht, würde die Gemeinde weder Gotteshaus noch einen Priester haben. Warum sollen die einen immer genau zahlen, während die andern geben oder nicht geben, wie es ihnen gerade paßt, oder so viel zahlen, wie sie glauben, daß es richtig sei?

Vergleichen wir einmal, was uns der Staat, und was uns die Kirche für unsere Steuern gibt. Der Staat gibt dir Wege und Straßen – die Straße in die Ewigkeit kann er dir jedoch nicht bauen! Der Staat bezahlt die notwendigen Verwaltungsbeamten – deine Seele kann dir keiner von ihnen verwalten! Der Staat gibt dir Schulen – die notwendigste Schulung kommt dir durch die Kirche. Der Staat sucht dir für deine Steuern dein irdisches Leben zu beschützen – wenn es jedoch zum Sterben kommt, zum

In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
sich einem Höheren, Reinen, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.

Schutz für deine Seele vor deinen eigenen Sünden, dann rufst du nach der Kirche.

Wieviel zahlst du an Staatssteuern, und wieviel an Kirchensteuern? Wenn du das einmal vergleichst, dann merkst du bald, wie klein die Rechnung doch eigentlich ist, die da für dein eigenes Wohl der Kirche gegenüber beglichen werden muß.

Seien wir gerechte Menschen. Gib dem Cäsar, was ihm gehört **–gib aber auch deinem Gott, was Gottes ist.** Und gib genau das, was von dir von der Kirche und von der Gemeinde erwartet wird, damit du als gerechter Mann vor deinem Gott und vor der Gemeinde stehen kannst

Das Christentum hat bezüglich unserer Auslagen eine sehr weise Lebensregel.

Das erste Geld ist für's tägliche Brot und für die notwendige Kleidung. Für's tägliche Brot und für die notwendige Kleidung heißt nicht essen und trinken und sich kleiden nach feinstem Geschmack! Es heißt ganz einfach: Das tägliche Brot! Das Brot des gerechten Menschen, der sich nach der Decke streckt.

Das nächste Geld geht für Reparaturen und für die allernotwendigsten Anschaffungen von Dingen, die für die Erwerbung des täglichen Brotes unbedingt da sein müssen.

Ist das Allernotwendigste bezahlt, dann kommen: Schulden und Steuern – die Kirchensteuer miteingeschlossen.

Bleibt noch Geld übrig, dann schafft man sich an, was nützlich ist. Und zu allerletzt erst kommen die Sachen, ohne die man leben kann. Die nicht allzu notwendig sind, die eher Luxus als Notwendigkeit genannt werden können.

Es ist ungerecht, diese Reihenfolge der zu begleichenden Rechnungen umzukehren. Es ist ungerecht, sich mehr als das tägliche Brot anzuschaffen, bevor man seine Pflichten an seine Schuldner deckt. Unsere Schuldner sind jene, denen wir Geld schulden, so wie auch alle öffentlichen Autoritäten, die mit Recht Steuerabgaben von uns erwarten können.

Seien wir mit unseren Rechnungen genau. Denken wir besonders an unsere Pflichten der Kirche gegenüber. Es ist schwer, einen ungerecht erworbenen oder ungerecht zurückgehaltenen Pfennig zurückzuzahlen. Der Herrgott schweigt lange. Eines Tages wird Er jedoch Sein Schweigen brechen – und wir werden keine Ausrede geltend machen können.

Denk an deine Kirchenpflicht, lieber Christ. Nimm sie ernst. Sie ist ja doch wirklich klein. Wenn wir trotz unserer Möglichkeit zu zahlen doch meinen sollten, die Kirchensteuer sei zu hoch, dann überlegen wir einmal: Sind wir nicht manchmal zu niedrig in unserem Denken und Rechnen?

Wer hoch von Gott und seiner Religion denkt, dem ist nichts zu hoch für den, der den allerhöchsten Preis für unsere Erlösung gezahlt.

Das Jahr geht zuende. Machen wir gute Abrechnung mit Gott, Kirche und Gewissen.

H. K.



Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Auf das Zeugnis des Talmar setzte erst der Bauknecht Gallus den richtigen Deckel. Anfangs war er etwas befangen und antwortete stockend auf die Fragen; als er aber merkte, daß ihm ein paar hundert Menschen mit Interesse zuhörten, kam seine Rede in Fluß wie das Wasser in einer Hochdruckleitung, wenn plötzlich der Hahn geöffnet wird. Er erzählte breit und weitschweifig und in sprudelnder Schnelligkeit, wie auf dem Talmarhof nie eine bravere und geschicktere Magd gewesen sei als Agnes; und einen Charakter habe sie, wie man ihn in einer Kirche voll Leute auch auf der Männerseite nicht finde. Die alte Bäuerin, die sonst ein bißchen heikel und streng war, sei ganz verliebt gewesen in das Mädchen und Agnes habe sich gegen die Alte benommen, wie eine Tochter es nicht schöner hätte tun können. Allen habe das Mädchen gedient wie eine barmherzige Schwester und auf sich selbst habe sie immer zuletzt geschaut. Da sei es kein Wunder, daß dem Bauer eingefallen sei, er kriege keine bessere Hausfrau als die Agnes. Daß Agnes den Bauer gern sah, habe er, der Gallus, längst schon gemerkt, aber sie hätte sich eher die Zunge abgebissen als eine Silbe verraten. Doch einmal habe es sie überrumpelt. Wie der Bauer über die Felsen hinabgestürzt sei und alle Knechte, er selber nicht ausgenommen, wie die faulen Stöcke dagestanden wären und sich nicht hinunter getraut hätten, sei das Mädchen wie eine Kugel dem Bauer nach und habe ihn noch zur rechten Zeit erreicht, um ihn vor dem tödlichen Fall zu retten. Jetzt sei dem Bauer ein Licht aufgegangen und er habe die Sach mit der Agnes in Ordnung gerichtet. —

Mehrmals unterbrach der Vorsitzende den redseligen Knecht, indem er ihn mahnte, sich kurz zu fassen, und auch der Talmar gab ihm öfters durch zorniges Räuspern einen Wink. Aber der Gallus ließ sich nicht aus dem Zeug bringen, sondern setzte breit auseinander, wie seit Agnesens Fortgang alles im Hause stocke; jedem fehle etwas, ihm selber komme alleweil vor, er habe keinen Rock an, und es sei so leer im Hause wie in einer Kirche am Fastnachtsdienstag. Alle im Talhof, ja alle Gemeindeleute würden das Mädchen je eher je lieber als Talmarbäuerin aufziehen sehen.

„Sie zieht nicht auf, sie mag ihn nicht mehr, den Talmar!"" schrie der Zyper dazwischen.

„Du verfluchter Heuschreck!" lärmte der Gallus; wenn du noch einmal so lügst, schlag ich dir auf deinen Buckel, daß du die Scherben in der Stube da zusammensuchen magst."

Ein stürmisches Gelächter durchbrauste den Saal. Der Vorsitzende läutete heftig mit der Glocke.

„Ich lüg nicht", rief der Zyper wiederum; „im vorigen Monat war der Talmar bei ihr und hat sie durchaus zur Frau haben wolle; aber sie mag nimmer, weil sie fürchtet, daß sie den Talmar in Unehr bringt und daß er sich mit ihr schämen müßte."

„Ist das wahr?" fragte der Verteidiger des Reiman, sich an Agnes wendend.

Dem Mädchen brannten die Wangen wie glühende Kohlen, es senkte den Kopf tief auf die Brust und antwortete keine Silbe. Der Advokat wandte sich an den Talmar:

„Ist's wahr, was der Bursche da vorbringt?"

„Wahr ist's schon," entgegnete dieser unmutig, „aber die Sach gehört nicht hierher."

„Doch, doch," behauptete der Doktor. „Sie werden sehen, daß sie hergehört."

Nach einer kurzen Zwischenhandlung fing der Advokat an, seine Verteidigungsrede zu halten.

Sie war lang und wie mit Öl geschmiert, voll feiner Kunstgriffe und geschickter Wortklaubereien. Wie eine Wäscherin an einem Kaminkehrerhemd reibt und dreht, so wusch der Verteidiger an der Ehre des Reimann; einen schwarzen Fleck nach dem andern tilgte er aus und verwandelte den Angeklagten aus einem Verbrecher zu einem halben Heiligen. Der Beschuldigte sei von Haus aus eine edle Natur, so erklärte er, und man könne ihm nichts vorwerfen als einen allerdings etwas weitgehenden Leichtsinn. Damit zusammen hänge ein ungemein schwacher Wille, aber dafür könne der Angeklagte nichts, im Gegenteil, es liege eine Entschuldigung darin. So ein auffallend schwacher Wille sei ein geistiger Mangel, eine Art seelische Krankheit, die das Tun und Lassen eines Menschen in verantwortlicher Weise beeinflusse. Was die früheren kleinen Diebstähle anbelange, so habe sie der Reimann meistens in großer Notlage verübt und immer mit dem Vorsatz, sie wieder gutzumachen, sobald er in eine glücklichere finanzielle Lage käme, und darauf habe er immer gehofft. Ein eigentlicher Dieb sei er nie gewesen, sondern nur ein Mensch, der sich um jeden Preis helfen wollte, allerdings mit gesetzwirdigen und sehr unklugen Mitteln.

Um die Tat, wegen der er heute vor den Richtern stehe, entsprechend zu beurteilen, müsse man alle Umstände und die Vorgeschichte klar ins Auge fassen. Ein Raub sei ganz und gar ausgeschlossen. Der Verlustträger des Geldes sei in dem kritischen Zeitpunkt schwer betrunken gewesen und er stelle selbst die Gewalttat in Zweifel. Außerdem hätte der Angeklagte, wenn er den Spielhofer hätte berauben wollen, ihm nicht nur die großen Banknoten, sondern auch die Uhr mit der goldenen Kette und die Ringe und in jedem Falle das kleine Geld abgenommen. Das sei aber nicht der Fall gewesen und darum handle es sich nur um einen Diebstahl. Aber auch dieser sei unter Verhältnissen erfolgt, die ihm den Stempel des Verbrechens nehmen. Dem armen Mann wäre übel mitgespielt worden. Ganz ungerechtfertigterweise, soviel ihm, dem Verteidiger scheine, habe man ihm die Verwaltung seines Eigentums entzogen und ihn unter Kuratel gestellt. Dadurch wurde ihm nicht nur die Möglichkeit genommen, sich zu einer besseren Glückslage hinaufzuarbeiten, sondern ihm auch jede freie Bewegung gehemmt. Diesen Zustand habe er als ein freiheitsliebender Mann nicht ertragen können und niemand dürfe es ihm verargen, wenn er die Schranke durchbrach.

Genützt habe ihm das freilich nichts, sondern ihm nur größere Verfolgungen zugezogen. Gehetzt wie ein Wild, ohne Kreuzer Geld, bot sich ihm nun in jener verhängnisvollen Nacht plötzlich die Gelegenheit, zu glänzenden Mitteln zu kommen. Die Versuchung war riesengroß, er handelte unter einen unwiderstehlichen Drang, unter einer derartigen Geistesverwirrung, daß die Zurechnungsfähigkeit als ausgeschlossen betrachtet werden müsse. Erst hinterher wurde er sich, allerdings unter dem Einfluß seiner mehr als edlen Tochter, der ganzen Schwere seiner Tat bewußt. Er bereute und beweinte sie, stellte das Geld freiwillig, ja gegen die Behinderungen und Drohungen seines Peinigers zurück und wäre bereit gewesen, alle Opfer zu bringen, um den Schein des Unrechtes von sich abzuwälzen. Aus alledem erhelle sonnenklar, daß er die Tat selbst ohne Überlegung, ja mit gestörtem Bewußtsein verübt habe.

Der Redner machte eine Pause. — Agnes hatte ihm mit angehaltenem Atem und mit weit offenen Augen zugehört. Was war doch das für ein guter Mann! Er kannte sie und ihren Vater nicht, er war ihnen gänzlich fremd und hatte nie etwas Gutes von ihnen empfangen; trotzdem setzte er sich für den Vater ein und verteidigte des Vaters Ehre, als ob er sein bester Freund, ja, sein Bruder wäre. Sie hätte dem Manne die Hand küssen, ja, ihm auf den Knien danken mögen; mit beinahe frommer Verehrung schaute sie zu ihm auf. Doch bald mußte sie die Augen niederschlagen; denn der Doktor begann von ihr selbst zu reden. Er hob ihre goldig klare Ehrlichkeit hervor, ihr starkes Rechtsgefühl, ihren heldenhaften Opfersinn, ihre ergreifende Liebe für den Vater und zählte noch einmal alles auf, was sie Großartiges in diesem Falle getan hatte; dann schloß er:

„Ich getraue mir draußen auf dem Land kein zweites solches Mädchen zu finden, ja auch in den bestgesitteten und distinguiertesten Familien der Stadt nicht eines, das solchen Heldensinnes fähig wäre; dieses Mädchen würde als Tochter keinem Edelmanne zur Schande gereichen. Und nun frage ich: Kann der Vater einer solchen Tochter wirklich schlecht und ehrlos sein? Muß sie nicht vom Vater einen Teil ihrer guten Eigenschaften haben? Erhellt nicht aus ihrem Charakter und ihrer ganzen Handlungsweise, daß auch im Vater ein edler, guter Kern steckt?"

Droben auf der Galerie ging ein tosendes Klatschen los und laute Beifallsrufe erschollen. Der Präsident gebot den Zuhörern in strengen Worten

Ruhe und drohte, die Galerie räumen zu lassen, wenn die Verhandlung ferner durch eine solche Einflußnahme gestört würde. Noch einmal öffnete der Verteidiger seinen Mund und beendete seine Rede mit den Worten:

„Wir alle bewundern die Hochherzigkeit, die Seelenstärke dieser Jungfrau, deren Charaktergröße so weit geht, daß sie eine vorteilhafte, glänzende Heirat, die Hand eines geliebten Mannes ausschlägt, weil sie in ihrer rührenden Hingabe und Ehrenhaftigkeit fürchtet, einen Makel auf seinen Namen zu bringen. Ein solcher Edelmut, ein so tragisches, ergreifendes Schicksal muß die Herzen aller, die noch menschlich fühlen, erschüttern und wird auch nicht verfehlen, bei den Herrn Geschworenen den tiefsten Eindruck hervorzubringen. An Ihnen, Herren Geschworene, ist es nun, die Tugend und den Opfermut dieser Jungfrau zu belohnen, und dadurch, daß Sie den Vater freisprechen, auch jeden äußeren Schein einer Unehre von ihr zu nehmen, damit sie ohne Bedenken nach der Hand eines Mannes greifen kann, dessen sie voll und ganz würdig ist."

Die roten Flecken auf Agnesens Wangen waren immer größer geworden. Jetzt saß sie wie mit Blut übergossen da, ihr Kopf hing ganz tief auf die Brust herunter und sie zitterte vor Scham. Dem Talmar juckte es in allen Gliedern, und am liebsten hätte er den Advokaten beim Kragen genommen. Er fühlte, wie aller Augen im ganzen Saal an ihm und Agnes hingen. Doch hatte er nicht lange Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Es war schon der Staatsanwalt aufgetreten und der wandte alle Mühe an, das, was der Verteidiger aufgebaut hatte, niederzureißen. Alles, was der Advokat an dem Reimann weiß gewaschen hatte, machte er wieder kohlschwarz, keinen guten Fleck ließ er an seiner Ehre. Der Angeklagte, so behauptete er, sei ein arbeitsscheuer, verkommener Mensch, dem der Diebstahl zur Gewohnheit geworden wäre, und dem schon längst niemand über den Weg getraut habe. Mehr als ein dutzendmal sei er schon im Gefängnis gesessen, aber die Strafen hätten ihn nicht besser, sondern schlimmer gemacht. In dem heutigen Fall deuten alle Anzeichen auf Gewalttat und Raub hin. Warum habe der Mann, nachdem er durch das Fenster des Gasthauses die Banknoten gesehen, in der Nähe gelauert, warum sei er dem Spielhofer nachgegangen? Offenbar, um ihn zu berauben. Und die Raffiniertheit, mit der er in kürzester Zeit so weit vom Schauplatz seiner Tat zu verschwinden und den Verdacht von sich abzuwälzen wußte, deuten schon auf eine Meisterschaft im Verbrechen hin. Seine ganze Verworfenheit werde dadurch gekennzeichnet, wie er an seiner edlen Tochter gehandelt habe. Das Opfer ihres Lebensglückes habe er gefordert und das eigene Kind habe er an einen verabscheuungswürdigen Menschen verkauft, um weiter dem Müßiggang und der Genußsucht fröhnen zu können. Ganz verfehlt wäre es, von der Tochter einen Schluß auf den Vater zu ziehen. In der Geschichte der Menschen gäbe es tausend Beispiele, wie gerade oft die schlechtesten Väter die allerbesten Kinder hätten. Auch er zolle der Tochter des Angeklagten die größte Bewunderung, und er stehe nicht an, zu erklären, in seiner ganzen Praxis sei ihm noch nie ein Beispiel von solcher Hochherzigkeit und Hingebung und solchem Edelsinn untergekommen. Allein die Ehre der Tochter habe mit der des Vaters nichts zu schaffen. Gerade die Rechtlichkeit der Tochter verlange, daß das Verbrechen des Vaters gesühnt werde. Möge über den Vater auch die schwerste Strafe verhängt werden, deswegen geschehe der Ehre seines Kindes nicht der mindeste Eintrag. Alle Anwesenden vom Präsidenten und den Geschworenen an bis zum einfachsten Mann im Zuhörerraum werden das Mädchen wegen der Verurteilung des Vaters um keinen Deut geringer schätzen, sondern werden es noch höher achten, weil es trotz des Vaters sich aus eigenen Kräften zu einer solchen Rechtlichkeit, Charakterfestigkeit und Seelenstärke emporgearbeitet habe. Auch der ehrenhafteste Mann könnte sich glücklich preisen und es sich zur Ehre anrechnen, wenn er ein solches Mädchen zur Frau bekäme. Auch ein Edelmann dürfte und würde sich mit einer solchen Frau nicht schämen.

Bei diesen Worten brach wiederum ein tosender Beifall im Zuhörerraum aus, den der Vorsitzende diesmal gewähren ließ. Der Staatsanwalt aber schloß seine Rede mit der kurzen Bemerkung:

„Die Ehre der Tochter steht im vorliegenden Fall viel zu hoch, als daß man deswegen den Vater freisprechen müßte."

Augenscheinlich hatte die Rede des Staatsanwaltes tiefen Eindruck gemacht, große Spannung herrschte im Saale und man flüsterte sich die widersprechendsten Vermutungen zu über den Ausgang der Sache. Der Talmar warf jetzt in einemfort teilnehmende, warme Blicke auf Agnes, diese jedoch hob nicht ein einzigesmal ihre Augen vom Boden. In ausgezeichnetster Stimmung war der Zyper. Seine spitzen Schultern gingen wie ein Weber-

kamm auf und nieder, sein Buckel wackelte, seine Augen glühten wie Johanneskäferchen in der Nacht, und er rieb sich fortwährend die Hände.

Nach der Sache des Reimann wurde die Anklage gegen den Siegreit behandelt. Für diesen fand selbst sein Verteidiger kein recht warmes Wort und von der Galerie herunter erscholl mehrmals ein Zischen oder ein verächtliches Pfui wider den Beschuldigten. Als das Beweisverfahren geschlossen war und der Verteidiger und Staatsanwalt noch einmal kurz gesprochen hatten, zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück. Diese dauerte länger als eine halbe Stunde, und mit jeder Minute wuchs die Spannung im Saale. Agnes saß wieder bleich und ganz still wie ein Marmorbild da, nur ihre Lippen bewegten sich leise. Endlich traten die Geschworenen wieder auf, und es erfolgte das Urteil. Der Reimann wurde einstimmig von der Anklage des Raubes freigesprochen, aber mit neun Stimmen gegen drei des verbrecherischen Diebstahles schuldig erkannt. Gegen den Sigreit wurden alle drei Schuldfragen — nämlich Hehlerei, Hinterziehung fremden Eigentums und schwere Erpressung — mit sämtlichen Stimmen bejaht. Gleich darauf verkündete der Vorsitzende das Strafausmaß, das für den Reimann auf ein Jahr schweren Kerker, für den Siegreit auf drei Jahre schweren Kerker lautete.

Bei der Verkündigung des Urteils gegen den Reimann ertönte von der Galerie ein dumpfes Murren, während das Urteil gegen den Sigreit mit hellem Beifall aufgenommen wurde. Der Reimann weinte in einemfort, der Sigreit aber schaute höhnisch drein und bleckte die Zähne wie ein gereizter Kettenhund. Bevor die Verurteilten in Gewahrsam abgeführt wurden, hatte Agnes noch Gelegenheit, mit dem Vater zu sprechen. Sie hielt die Tränen mit aller Gewalt zurück, versuchte ruhig zu erscheinen und tröstete den wimmernden Alten mit vielen zärtlichen Worten. Doch je sanfter das Mädchen redete, desto lauter weinte der Mann.

„Agnes, Agnes", jammerte er, „jetzt weiß ich erst, was du für ein gutes Kind bist und wie schlecht und schändlich ich gegen dich gehandelt habe. Verzeih mir grad, verzeih mir! Es reut mich furchtbar."

Nun mußte auch Agnes weinen. Der Alte sprach wieder:

„Agnes, ich kann nichts mehr für dich tun. Ich bin jetzt schon krank und erlebs nimmer, daß ich frei werd. Haus und Hof vermach ich dir; wem sollt ich's denn sonst vermachen? Aber laß dir von jemand helfen, damit alles in Ordnung kommt. Geh zum Talmar, das ist ein netter und kluger Mann, bitt ihn, daß er dir an die Hand geht."

Das Mädchen weinte jetzt noch mehr nud versicherte dem Alten, es werde alles so einrichten, daß er's schön habe sobald er in die Heimat zurückkehre. Dann trennten sie sich mit einem heißen, langen Händedruck.

Unterdessen war der Talmar längst aus dem Gerichtssaal fortgegangen. Vorher aber hatte er seinem Knecht etwas in die Ohren geflüstert und dieser hatte zufrieden mit dem Kopf genickt. Und nun paßte der Gallus vor dem Gerichtshaus, bis Agnes herauskam. Als das Mädchen endlich unter der Tür erschien und rasch in sein Quartier eilen wollte, schoß der Gallus wie ein Pfeil heran und sagte:

„Agnes, grüß Gott und komm jetzt ein bißl mit mir. Wir gehen zum „Mondschein" und trinken ein Glas vom Allerfeinsten, damit wir einen besseren Humor kriegen. Eigentlich hast du gar keine Ursach, den Kopf hängen zu lassen. Dein Vater ist unschuldig, das weiß alle Welt, und wenn nicht der Schwarzfrackete mit den Winterfenstern auf der Nase gewesen wäre, hätten sie ihn auch bestimmt freigesprochen. Ich hätt den Heuschreck, dem geschniegelten, grad die Augen auskratzen mögen. Aber nimm dir's nicht gar zu hart vor. Du kannst ja nichts für deinen Vater, und du selber bist heute fast heilig gesprochen worden. Das freut mich, ich kann dir gar nicht sagen, wie. Und die andern Niklaser freut's auch. Es sind wohl dritthalb Dutzend im Gerichtssaal drinnen gewesen. Hast du sie nicht gesehen? Sie haben am ärgsten geklatscht und am lautesten Beifall gerufen."

Wie um diese Rede zu bestärken, traten jetzt von einer Straßenkreuzung mehrere Männer von St. Niklasen heran, drückten Agnes die Hand, sprachen überaus freundlich mit ihr und drückten ihre Hoffnung aus, daß Agnes bald wieder nach Niklasen käme und für immer dort bliebe. Alle Leute würden ihr mit der größten Achtung begegnen. Agnes dankte den Männern, sprach nur ein paar scheue Wörtlein und ging dann mit dem Knecht allein weiter.

„Gallus", bat sie, „geh mit mir auf den Bahnhof. Ich muß jetzt gleich ins Quartier und dann muß ich heimfahren."

„Nein", widersprach er; „solche Eile wirst du nicht haben. Heut ist es schon viel zu spät um heimzufahren, und wir haben etliche Körbe voll zu

reden. Heut bleiben wir in Bozen und jetzt führ ich dich zum „Mondschein."

„Ist der Bauer auch dort?"

„Nein, er hat beim „Stiegl" Quartier genommen und ich geh auch dorthin übernachten. Weißt, wir zwei, ich und der Bauer, machen morgen eine Wallfahrt nach Weißenstein, und es wäre uns beiden recht, wenn du mit uns gehen tätest. Eine Wallfahrt schadet dir auch nicht."

„Wer sagt denn, daß ich mitgehen soll?"

„Ich sag es. Und der Bauer hat mir aufgetragen, ich soll dich schön bitten, daß du uns begleitest."

„Ist's wahr, was du sagst?"

„Freilich ist's wahr. Wenn du's nicht glaubst, schwör ich. Und der Bauer hätt eine Endsfreud, wenn du uns Gesellschaft leisten tätest bei der Wallfahrt."

Das Mädchen dachte eine Zeitlang nach, dann sagte es:

„Ich geh mit. — Wo kommen wir morgen zusammen?"

„Das machen wir beim „Mondschein" aus."

„Nein, zum Mondschein geh ich nicht; aber sei so gut, hol mich morgen in meinem Quartier ab."

Abholen wolle er sie schon, versprach der Knecht, aber er hätte mit ihr heute noch vieles zu reden, was sich nicht aufschieben lasse. Doch Agnes bezeichnete ihm ihr Quartier und ging rasch davon.

Als der Knecht abends beim „Stiegl mit dem Talmar zusammenkam und berichtete, daß er Agnes richtig dazu gebracht habe, sie auf der Wallfahrt zu begleiten, war der Bauer sehr erfreut. Er konnte es sich aber trotzdem nicht versagen, den Knecht wegen seiner Geschwätzigkeit vor Gericht scharf abzukanzeln. Dieser entschuldigte sich damit, das dumme Geschnatter des buckligen Zwerges habe ihn so in Harnisch gebracht, daß ihm der Kopf mit der Zunge davongegangen sei.

„Wirf mir auf den Zwerg keinen Stein", sagte der Talmar beinahe streng. „Weißt, der hat mehr Grütze im kleinen Finger als du und ich im Hirn. Ich hab mit dem Burschen nach der Gerichtsverhandlung gesprochen und bin darauf gekommen, daß er nichts tut und nichts sagt, was nicht einen bestimmten, klugen Zweck hat. Auch sonst steckt in der mißratenen Figur ein goldener Kern. Ich hab heute Respekt gekriegt vor dem Menschen."

Der Gallus sagte nichts mehr, und weil mit dem Bauer überhaupt kein langes Gespräch fortzubringen war, suchte er frühzeitig das Bett auf.

Am nächsten Vormittag stiegen der Talmar, Agnes und Gallus, der Knecht, den Berg gegen Weißenstein hinein. Beim ersten Zusammentreffen war Agnes etwas befangen gewesen; aber der Bauer tat, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre, sprach freundlich und sanft mit ihr und erwähnte mit keiner Silbe die Dinge von gestern und früher. Den größten Teil des Weges beteten sie. In einem Wirtshäuschen auf Halbweg blieb der Knecht zurück, und der Bauer wanderte mit dem Mädchen allein weiter. Auch jetzt sprach der Bauer kein Wort, das auf ihr früheres Verhältnis Bezug hatte, sondern erzählte allerlei Dinge aus Niklasen; später fing er wieder an zu beten. Als sie droben auf einen Bergvorsprung hinaus kamen, blies von Norden her ein brennkalter, eisiger Wind. Da sagte der Bauer:

„Agnes, du wirst dich verkühlen. Da nimm meinen Schal — du bist viel zu leicht angezogen."

„Nein, nein, Albert", wehrte sie, „ich bin nicht so empfindlich, du brauchst den Schal selber."

„Ich hab einen warmen Rock an", sprach er. Dann nahm er seinen grauwollenen Reiseschal von der Achsel und legte ihn sanft um des Mädchens Schultern. Sie zuckte, wurde rot und sagte leise:

„Albert, du bist gut!"

„Du bist auch gut mit mir gewesen", sprach er.

Dann gingen sie, ohne viel zu reden, langsam weiter und erreichten nach einer halben Stunde den Wallfahrtsort. Dort rasteten sie ein wenig, nahmen einen Imbiß, traten hierauf in die Kirche und knieten neben einander, in tiefe Andacht versunken, vor dem Gnadenbild. Über eine Weile erschien mit hochrotem Kopf der Gallus und kniete sich polternd zu ihnen; sein Gehaben trug nicht sonderlich zur Erbauung der andern bei. Eine Zeitlang betete er in halblautem Geflüster so stürmisch, als ob ers auf Akkord hätte und stieß auch eine Anzahl frommer Seufzer heraus. Doch bald stockte das Brünnlein. Er fing an mit seinem Hute zu bandeln und lachte mehrmals vernehmlich. Dann stand er auf, ließ ein paar Münzen in den Opferstock klimpern und beaugapfelte die Votivezeichen und -bildchen an der Wand, wobei er den zwei Betenden lebhaft zuflüsterte. Aber der Bauer machte ein zorniges Gesicht und gab ihm einen so strengen Wink, daß er auf seinen Platz zurückkehrte und das Beten wieder aufnahm. Eine Viertelstunde lang verhielt er sich ruhig, dann stand er neuerdings auf, knöspelte in der Kirche herum, scharrte mit den Füßen und hustete und räusperte, zum Zeichen, daß

für den Geist mehr als genug getan sei und es höchste Zeit wäre, für die leiblichen Bedürfnisse zu sorgen. Doch der Bauer und das Mädchen ließen sich nicht stören und so mußte der Knecht allein ins Wirtshaus abschwenken. Die beiden andern kamen erst eine Stunde später nach. Fast ungeduldig rief ihnen der Knecht entgegen:

„Himmelstern, habt aber ihr etliche Körbe voll zu beten! Das hat dreimal länger gedauert als eine Mette bei den Kapuzinern, man könnt fast glauben, ihr denkt ans Klostergehen und nicht ans Heiraten."

„Gallus, heut sind wir auf der Kirchfahrt und vom Heiraten wird überhaupt nicht geredet", verwies ihm der Bauer streng; du bist mit den Heiligen immer schnell fertig, aber mit den Leuten kannst du halbe Tage lang markten."

„Das ist eine klare Wichs", lachte der Knecht; „die Heiligen sind viel gescheiter und verstehen alles viel leichter als die Menschen. Den Heiligen braucht man nicht alles so weitläufig zu erklären und auszudeutschen, hahaha."

Die drei Wallfahrer blieben in Weißenstein über Nacht und besuchten noch mehrmals die Kirche. Zum Abendessen ließ der Bauer das Beste, was zu haben war, auftragen. Dabei legte er dem Mädchen die besten Stücke vor und bediente es förmlich. Anfangs sträubte sich Agnes dagegen, als sie aber merkte, daß es dem Bauern Freude machte, wenn sie sich die Leckerbissen munden ließ, nahm sie alles dankend an und aß, so gut sie konnte. Selbst an ihrem Weinglas nippte sie öfters. Der Bauer sprach immer sanft und gütig zu ihr; sie redete wenig, aber lächelte ihm oft stillinnig zu. — In heiterster Stimmung befand sich der Gallus. Er hielt ein- ums anderemal sein Weinglas vor das Licht, blinzelte mit einem Auge durch, trank es halb leer und schnalzte mit der Zunge.

„Tausendstern, das ist ein Wein!" orgelte er; „das macht einen alten Knaben jung, wenn man nicht ehedem einer der Jüngsten wär. Und das reinste Kirchtagsmahl kriegen wir heute. Albert, Vettersmann, Bauer, so geh ich alle Wochen mit dir wallfahrten. Essen und Trinken ist ein Großteil vom täglichen Brot. Weißt, Agnes, bei uns daheim stehen jetzt alleweil die sieben mageren Kühe und die sieben dürren Ähren neben dem Tisch. Seit du fortgegangen bist, sind die schönen Bräuche von der alten Bäuerin her abgekommen. Die Base Thres ist eine gute Haut, aber das Kochen hat nie zu ihren Tugenden gehört. Auch sieht sie zu wenig und hat trübe Augen, ich mein gar, weil sie alle Tage dir drei Gsatzl nachweint. Von den andern Weibsleuten im Haus mag ich garnicht reden. Das sind Gumpinnen und kennen den Schmalznapf vom Salzfaß nicht auseinander. Da ist es höchste Zeit, daß wir eine neue Bäuerin kriegen, die von der alten Mutter etwas gelernt hat. Es gibt jetzt keine Ausreden mehr, Agnes. Das Weihnachtsmahl mußt du uns kochen."

Das Mädchen wurde glührot, der Talmar aber begehrte auf:

„Jetzt bist du still und laß mir die Agnes in Ruh. Sie weiß schon selber, was für einen Weg sie gehen soll."

Allein der Gallus hatte, obwohl er in einemfort löschte, eine solche Hitze auf der Leber, daß er gar nicht stille sein konnte. Er quatschte ohne Unterbrechung weiter, erzählte dutzend Geschichten von daheim und kam immer wieder auf den Schluß, Agnes sei dem Talmar-Hause so notwendig wie das Dach für den Giebel und das Schmalz für die Pfanne. Nachdem das Essen abgeräumt war, ließ der Talmar noch Äpfel und Weintrauben bringen und einen Tee anrichten; Agnes sollte grad essen und trinken. Schließlich konnte sie aber beim besten Willen nicht mehr. Als es neun Uhr schlug, suchten alle drei ihr Zimmer auf; denn es hieß am nächsten Morgen wieder frühzeitig auf den Beinen sein. Der Talmar wollte mit dem Vormittagszug von Leifers nach Trient fahren, wo er mit einem Holzhändler ein Geschäft hatte; auf der Rückfahrt gedachte er dann in Brixen seinen Bruder, den Studenten, zu besuchen. Agnes und der Knecht hatten im Sinn, den ersten Mittagszug zur Heimkehr zu benützen.

In aller Frühe des folgenden Tages wohnten die drei Wallfahrer noch einer heiligen Messe am Gnadenaltar bei, worauf sie das Frühstück nahmen; dann stampften sie rüstig bergabwärts. Auf Halbweg verschwand der Gallus, weil das bekannte Gasthäuschen einen unüberwindlichen Zug ausübte. Die beiden andern gingen weiter.

Es war ein wunderschöner Spätherbsttag. In der Höhe wehte der Südwind, die Berge rückten ganz nahe heran, die Kämme glänzten, im Sarner Winkel war der Himmel tief dunkelblau, und grüngoldene Wölkchen schwammen darüber hin. Je weiter herab ins Tal man kam, desto wärmer wurde die Luft. Der Talmar und Agnes hatten beide das Herz voll, aber sie sprachen wenig, das Mädchen fast gar nichts. Was der Bauer sagte,

klang überaus sanft und gütig. Er redete dem Mädchen zu, es solle sich die Dinge, die nimmer zu ändern seien, nicht gar so tief hineinsitzen lassen, sonst werde es noch krank; ausschauen tue es ehedem nicht gut. Heute sei es etwas besser als gestern und vorgestern; vorgestern sei er bei Agnesens Anblick ganz erschrocken und er habe schwere Sorgen gehabt. Das Mädchen blickte voll Liebe zu ihm auf, sagte aber gar nichts. Eine halbe Stunde über Leifers kamen sie zu einer hölzernen Sitzbank, wo Agnes ein bißchen auszuruhen wünschte. Sie setzten sich neben einander, er links, sie rechts. Plötzlich griff sie mit beiden Händen nach seiner Rechten, hob sie empor, als ob sie sie küssen wollte, und bat wie ein Kind:

„Albert, verlaß mich nicht."

Er wurde über und über rot, doch schnell neigte er sich zu ihr und sagte mild:

„Gelt, Agnes, bei Gericht ist dir ein Licht aufgegangen, und du hast kein Bedenken mehr gegen unsere Heirat?"

„Nein, jetzt sorg ich mich nimmer!" flüsterte sie.

„Und du magst mich jetzt als Mann?"

„Albert, sei so gut, nimm mich", schluchzte sie.

Da drückte er fest ihre Hand und berührte ganz leise mit den Lippen ihre Stirn, indem er rief:

„Du arme, gute Agnes! — Jetzt lasse ich dich nimmer aus, jetzt gehören wir einander für Zeit und Ewigkeit."

Sie schauten sich mit glückstrahlenden Augen an, lächelten einander zu und redeten lange Zeit keine Silbe. Endlich ergriff er wieder das Wort und sagte:

„Jetzt, Agnes, tun wir nicht mehr lange zetteln. Vor Weihnachten ist leider die Zeit zu kurz, aber nach Weihnachten komm ich sogleich und führe dich als meine Gattin heim. Ist's dir recht so?"

„Mir ist alles recht, was dir recht ist, Albert; du bist ja soviel lieb und gut", erwiderte sie. Ihr Blick hing vertrauensvoll und kindlich innig an seinem Antlitz.

Das Herz voll stillen Glückes schritten sie dann der Station Leifers zu. Als sie dort ankamen, traf soeben das Signal für den Zug nach Süden ein. Vom Gallus war immer noch nichts zu sehen. Endlich keuchte er, hochrot im Gesicht und schweißtriefend, daher.

„Gallus, mit dir geh ich nicht mehr wallfahren", rief der Talmar, halb im Spaß, halb im Ernst; „man möcht dir eine Glocke anhängen, damit man dich nicht verliert."

„Ein guter Knecht geht nie verloren", sagte der Gallus; „der hat's wie ein gutes Werkzeug. Wenn man es braucht, ist's zur Hand und wenn man es nicht braucht, steht's verborgen im Winkel, damit es niemandem den Weg verlegt, hahaha."

In diesem Augenblick brauste der Zug in die Station. Der Talmar und Agnes nahmen mit einem warmen Händedruck und einem verständnisinnigen Blick voneinander Abschied. Dem Knecht trug der Bauer Grüße für daheim auf. Dann winkte er noch aus dem Fenster und der Zug dampfte davon. — Eine Stunde später fuhren Agnes und der Knecht mitsammen nach Norden. Der Gallus plauderte und quatschte in einemfort, dabei musterte er mit seien lustigen Augen das Mädchen. Vor Franzensfeste sagte er plötzlich:

„Jetzt, Agnes, sprich aufrichtig. Habt ihr's in Ordnung, du und der Bauer? Ich hab euch Zeit genug gelassen, es richtig zu machen."

„Was sollen wir denn richtig machen?" tat Agnes scheinbar ahnungslos; „der Talmar hat seine Sach immer in Ordnung und ich die meinige auch."

„Du T . . . . lsmadl, willst du mich wieder blind schlagen wie damals von der Alm herunter?", schimpfte lustig der Knecht; „aber heut setzst du mir keine Kappe mehr auf. Magst du auch verstockt sein wie ein Wasen und kein Wörtlein herauslassen, ich weiß schon doch, wieviel es geschlagen hat. Es reden schon deine Augen. Gestern und vorgestern sind sie gewesen wie zwei Sternlein hinter den Wolken. Heut aber ist klarer Himmel und die Sternlein funkeln und vipern, daß sie einen fast blenden. Das bedeutet andauernd schönes Wetter, und ich kann schon die Hochzeitspöller laden. Auf deiner Hochzeit lass' ich's tuschen, daß ganz Niklasen auf dem Kopfe steht, hahaha."

„Die Sterngucker erraten das Wetter meistens schlecht", bemerkte sie ruhig.

„Der Zug hielt. Da bohrte der Gallus noch einmal:

„Agnes, sag, wann wird's denn Ernst? Wann kommst du denn?"

Sie drängte ihn zum Aussteigen und sagte lächelnd:

„Grüß mir alle daheim, besonders die Thres."

Er sprang hinaus und rief heiter zurück:

„Ich kenn mich aus. Also, in vierzehn Tagen auf Wiedersehn!"

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Allen freundlichen Gebern ein gottgesegnetes neues Jahr.

Was der Herrgott in diesem Jahre mit uns im Sinne hat, wissen wir nicht. Bekannt ist uns jedoch, daß der Herr keines unserer guten Werke vergißt. Ewig eingeschrieben in Seinem Herzen bleibt, was der Mensch aus Liebe zu ihm getan. Zu den allerschönsten Dingen, die der Mensch seinem Gott zur Ehre tut, gehört ganz gewiß die Sorge um Gottes Kirche und Gottes Priester – wie wir es hier mit unserer Sammlung für die Erziehung armer Priesterstudenten tun. Im Jahre 1952 sind wir nicht sehr weit gekommen, wir sind jedoch zufrieden. Hoffen wir, daß wir in diesem neuen Jahre des Herrn 1953 weiter kommen. Gott wird schon helfen, und die Herzen vieler Menschen sind gut.

Bisher eingenommen:	$1,417.50
Mrs. R. Kekula, Artland, Sask.	5.00
Mrs. Adam Stadtfeld, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Alex Getzlaf, Claybank, Sask.	5.00
Mrs. Steph. Klotz, Regina, Sask.	3.00
Mrs. M. Multarzynski, Beebe, Que.	3.00
Long. Kosolofski, Prelate, Sask.	10.00
A. Wastradowski, Spring Valley, Sask.	2.00
Val. Thauberger, Abbey, Sask.	5.00
S. P. Ripplinger, Kendal, Sask.	3.00
Frank Grad, Regina, Sask.	2.00
Mrs. Jos. Ruckle, Raymore, Sask.	3.00
Mrs. S. Zimmermann, Brandon, Man,	2.00
A. Krebes, Edmonton, Alta.	2.00
Frank Schumack, Salt Lake, Sask.	5.00
L. Glossner, Barthel, Sask.	2.00
Mrs. Carl Draude, Sr. Naicam, Sask.	2.00
	$1,472.50

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.


Ware's
LIMITED

